

Lebenswege

INFORMATIONSBÜRO
NICARAGUA e.V.



Interviews mit Sandinistas
in Nicaragua

„Wollen wir die Dinge dazu bringen, dass sie erzählen“

Sergej Tretjakov

Fast 25 Jahre sandinistische Revolution in Nicaragua. Ein Ereignis, das Geschichte schrieb, aber wie zeichnet man Geschichte auf? Wie schreibt sich jene Mischung aus politischem Impuls, persönlicher Vision und hartem Arbeiten als Bericht?

Sicher, die theoretische Reflexion und Analyse bleibt uns nicht erspart, wollen wir berichten und verstehen.

Möglich auch: Die Revolution von sich aus selbst beschreiben, das Tun der Menschen, die an ihr beteiligt waren, die persönliche und politische Rückschau der Einzelnen: Sie artikuliert sich in Form von Lebensgeschichten. Im Handeln verändern die Menschen die Verhältnisse, denen sie gleichermaßen unterworfen sind. Nachdem unsere erste „Geschichtswerkstatt“ Mitte der 90er Jahre scheitern musste, da wir als beteiligte Subjekte und mit unseren Emotionen keine kritische Distanz zu den Ereignissen, Personen und Motivationen herstellen konnten, landeten wir als ersten Versuch die Aufarbeitung der kollektiven Geschichte der Solidaritätsbewegung durch die mosaikartige Präsentation interner Dokumente*.

Einen Versuch, nicaraguanische Lebensgeschichten nachzuzeichnen, unternahmen wir auf

einer Reise zu verschiedenen ProjektpartnerInnen und Freund-Innen nach Nicaragua. Durch Interviews wurden die Lebenswege von Menschen, die auf unterschiedlichste Weise an der Revolution beteiligt waren, aufgezeichnet. Jeder hat seinen/ihren eigenen Blickwinkel auf die Ereignisse, je nach Rolle innerhalb der Bewegung, nach dem Grad der erfahrenen Repression, der unterschiedlichen Lebensphase und der heute daraus gezogenen Schlußfolgerungen. Leben auf dem Land oder in der Stadt, herausragende Prominenz oder unbekannter Bauer – auch das hatte einen wichtigen Einfluß.

Vieles heute anders machen, mehr einfordern und in Frage stellen, würde eine interviewte sandinistische Repräsentantin. Die persönlich erfahrene Stigmatisierung war ein wesentlicher Antrieb für ihre frühe Politisierung. In den 80er Jahren war sie eine bekannte Persönlichkeit im Umfeld der sandinistischen Regierung. Die Gründe für die Revolution hält sie heute noch für richtig, sieht aber wenig reale Möglichkeiten dafür. Weiterzukämpfen, auch nach innen, heißt für sie, in der Frente zu bleiben: „sie müssten mich schon formal ausschließen, denn freiwillig gehe ich nicht, ich will

Kritik üben und mitdiskutieren können“.

Andere Schlußfolgerungen zieht eine sandinistische Funktionärin aus ihrer politischen und Gewerkschaftsarbeit der 80er Jahre. Mit vielen anderen Frauen begann sie, eine Reihe von Politikformen- und praktiken der Frente in Frage zu stellen, und schildert die Schwierigkeiten, die Beziehungen in einer gemischtgeschlechtlichen Organisation mit patriarchalem Schnitt zu verändern. Sie leitet heute eine autonome Landfrauenorganisation.

Selbstkritisch sieht der ehemalige sandinistische Funktionär, dass die Revolution aus der Perspektive der Macht vorbei ist. Zu seinem Amt führten ihn politische Motivationen während der Diktatur, „dass das Land, die Studenten, die armen Leute die Freiheit bekämen, sich auszudrücken, dass es Gerechtigkeit, Gleichheit und Frieden gäbe“. So war es für ihn konsequent, als Funktionär dazu beizutragen, dass die Leute unter anderen Bedingungen leben konnten, dass es Gleichheit gibt, dass man Einkommen hat, studieren kann, ein kleines Haus hat, dass eine Gesundheitsversorgung existiert. Heute sucht er – auch in der Religion – Wege zur Fortführung der Revolution.

Vorwort

In den Herzen der Menschen gebe es weiter den Wunsch nach Veränderung, als Arme hätten sie letztlich gemeinsame Probleme. Bekräftigen, dass die Revolution lebt, ist seine Antwort.

Wir lernen auch den deutschen Arzt kennen, der Deutschland verlässt mit dem Willen, die Lücke zwischen theoretischem Anspruch und Praxis so klein wie möglich zu halten, der bei den Sandinisten alle zugewiesenen Aufgaben annimmt, gleichzeitig aber in der Aufgabenerfüllung doch vor keiner Kritik an Hierarchien zurückschreckt. Nach seiner glücklichsten Zeit in den 80ern fühlte er sich am Ende wieder so isoliert wie zwanzig Jahre zuvor.

Trotz Rückkehr der Großgrundbesitzer, Roll back in der Agrarreform und Niedergang der nationalen Gewerkschaftsbewegung und trotz persönlicher gescheiterter Anstrengungen gibt der interviewte Kleinbauer die Hoffnung auf eine große soziale Organisation nicht auf; sie sollte Ideen

bündeln mit anderen Organisationen zum Nutzen der BäuerInnen, und eine breite Bewegung zur Verteidigung ihrer Rechte, ihres Landes und ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stabilität entfalten. Warten auf eine Revolution sei utopisch; die werde nie mehr zurückkommen. Das nicaraguanische Volk muss in einem permanenten Kampf mit größerer politischer Klarheit leben, um die wenigen vorhandenen Rechte zu verteidigen. Die NGOs sollten statt Geld zu verteilen Solidarität und Hoffnung übermitteln. Hoffnung zu teilen ist wichtig. Die Menschen aus der ersten Welt sollen sich für uns interessieren.

Wir finden den nicaraguanischen Jugendlichen, der erst durch die Repressions-erfahrung in der Diktatur seine Orientierung gefunden hatte. Er fordert heute für seinen Stadtteil eine kommunale Bewegung oder Organisation, die die Interessen und Rechte der Bevölkerung verteidigt, und will sich dafür engagieren. Nach dem Verlust der Macht und der moralischen Diskredi-

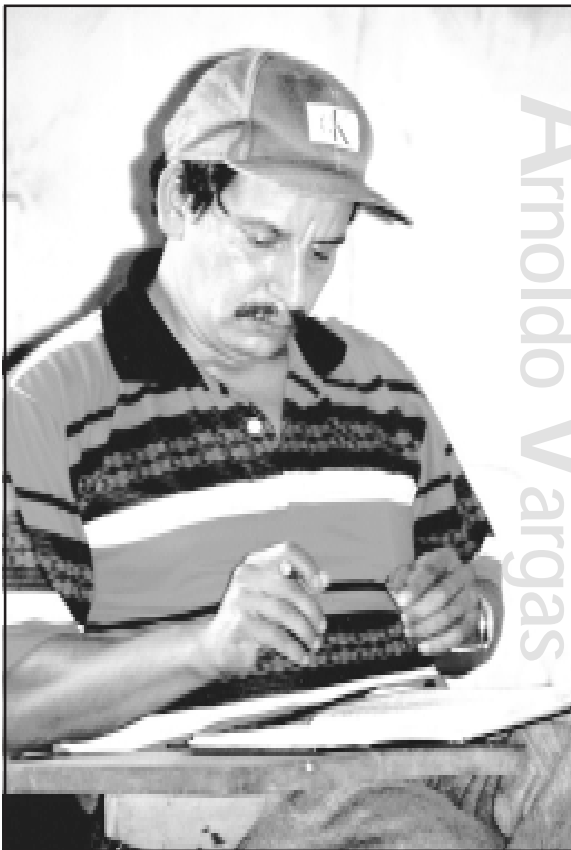
tierung der FSLN muß über Gründe und den Sinn von Organisation wieder Klarheit hergestellt werden. Modelle von unten müssen entwickelt werden.

Wir haben auch den „zu spät geborenen“ interviewt, dem es bisher nicht möglich war, für seine Träume, sein Land zu kämpfen, der seine Eltern von der besseren Zeit und dem besseren Leben und der Lust und Bereitschaft zum Engagement erzählen hört. Heute seien alle Organisationen geschwächt. Seinen Platz sieht er jetzt in der sandinistischen Kommunalbewegung; er wünscht sich einen Verteidiger und Ankläger für die Armen.

Die Entdeckungen, die wir auf dieser „Interview-Reise“ gemacht haben, möchten wir gerne mit Euch teilen. Ergänzt haben wir diese Lebenswege durch einen Film, in dem wir Motivationen von deutschen Internationalisten der 80er Jahre in Nicaragua untersuchen, Bewertungen aus heutiger Sicht darstellen und Auswirkungen auf ihr heutiges Leben nachspüren**. Viel Spaß

beim Lesen
und Schauen!





Arnaldo Vargas

Arnoldo ist Präsident der neu gegründeten Kooperative Crescencio Rosales, die aus gemeinsamen Landkämpfen von KleinbäuerInnen gegen die Wiederaneignung durch Großgrundbesitzer hervorgang. Ihre Dachorganisation ADECAN, die das Infobüro in den 90er Jahren unterstützte, hat sich inzwischen aufgelöst; die Fincas werden aber weiterhin von den selben Leuten bewohnt und bearbeitet, die ihr Land nicht gegen die Migration in die Städte oder ins Ausland eintauschen wollen.

Kannst du uns etwas über deine persönliche Geschichte in den Jahren der Revolution erzählen?

Arnoldo: Unsere Aktivitäten in der Guerilla bestanden in dem Kampf gegen die Nationalgarde: politische Propaganda auf dem Land und in der Stadt, Bestrafungen von Kollaborateuren der Nationalgarde, und strategische Betriebe der Somoza-Regierung in Brand zu setzen. Bei diesen Aktivitäten hatten wir im Jahr 1978 auch die Stadt Matagalpa eingenommen und für eine Woche gehalten, anschließend mussten wir uns wegen der übermächtigen Offensive der Nationalgarde in die Berge zurückziehen, um uns neu zu gruppieren und ein Netz von Unterstützern auszubauen. Zu Beginn des Jahres 1979 bereiteten wir die Endoffensive vor. Uns wurde wieder Matagalpa zugeteilt. Nach einem Monat

Kampf nahmen wir die Stadt ein, viele Nationalgardisten wurden gefangen genommen. Später ging ich dann zum Militär.

Was waren deine Träume in den 80er Jahren, was ist davon geblieben, wo bist du enttäuscht worden?

Ich bin Arbeiterkind. Seit ich klein war, erlebe ich eine kritische Wirtschaftslage, die es uns schwer machte, Geld fürs Studium, für Kleidung und Ernährung aufzubringen. Im politischen Programm der *Frente Sandinista* während meiner Ausbildung und später in der Guerilla stand der vollständige Wechsel im Leben der Nicaraguaner. Es sollte keine Großgrundbesitzer, keine Ausbeuter mehr geben, das Volk solle über die Güter verfügen, die ihnen in fünfzig Jahren der Diktatur vorenthalten worden waren. Mit diesem Programm

handelte es sich für Arbeiter wie mich nicht nur um einen wirtschaftlichen Wechsel, sondern sogar um eine Veränderung im Denken. Der Mensch ist dem Menschen ein Bruder, statt ihn zu hassen. Viele schlossen sich diesem Kampf der *Frente Sandinista* an; viele fielen in diesem Kampf. Wir sahen in diesem Programm nicht nur unsere Ideale, sondern die Ideale der ganzen Gesellschaft. 1987 arbeitete ich in einem Agrarbetrieb im sogenannten „volkseigenen Sektor“. Dieser Sektor wurde aus den enteigneten und konfiszierten Betrieben der alten Großgrundbesitzer gebildet. Ich war in der Verwaltung tätig und arbeitete zusammen mit den Massenorganisationen und der neuen Gewerkschaft im Betrieb. In diesen Jahren, in denen ich in den staatlichen Einrichtungen ENABAS (*empresa nacional del abastecimiento de granos básicos* / staatliche Nahrungs-

Arnoldo Vargas

mittelgrundversorgung) im Binnenhandelsministerium und im Betrieb Chale Haslam des volkseigenen Sektor arbeitete, gab es den Konflikt mit der Konterrevolution. Die Staatssicherheit fragte mich als alten sandinistischen Kämpfer mit besonderen Fähigkeiten, ob ich mich nicht wieder in diesen Krieg integrieren wollte, so kämpfte ich jetzt gegen die Konterrevolution. Dann gab es den Wahlprozess, in dem die FSLN 1990 gegen die oppositionelle Nationale Union aus verschiedenen Parteien mit Doña Violeta Chamorro an der Spitze unterlag. Ich wechselte für sechs Monate vom Verwalter im volkseigenen Agrarbetrieb in die Rolle eines Landarbeiters. Mit dem Regierungswechsel wurden die volkseigenen Betriebe in vier Bereiche aufgeteilt: einen Teil erhielt die Konterrevolution, einen die Demobilisierten des Heeres, einen anderen die alten Besitzer und den letzten die Gewerkschaft ATC (*Asociación de Trabajadores del Campo*). Mein Betrieb wurde an den alten Besitzer rückübertragen. Unter den letzten vierzig verbleibenden ArbeiterInnen gab es eine Bewegung gegen diese Rückübertragung. Sie fragten mich, ob ich mich beteiligen würde. Für eine Verwaltungskraft wäre es logisch gewesen, in die Stadt zu gehen und neue Arbeit zu suchen. Ich blieb aber und kämpfte mit ihnen. Wir starteten unzählige Aktivitäten, da die Regierung die Rückübertragung durchziehen wollte. Im ersten Jahr wurden wir mit dem nicaraguanischen Heer konfrontiert, das uns von dem Grundstück vertrieb. Dann überlegten wir neue Formen, um die Stadtbevölkerung mit unseren Problemen des Landkampfs vertraut zu machen. In der Stadt machten wir dann Demonstrationen,

Aufrufe, friedliche Besetzungen von Behörden, um im ganzen Department und später auf nationaler Ebene durch Erklärungen in den Medien drauf hinzuweisen, dass wir vertrieben wurden. Wir waren nicht die einzige Finca, zu jenem Zeitpunkt gab es fünfundzwanzig Betriebe im Konflikt.

Hat die FSLN oder die Gewerkschaft ATC diesen Kampf unterstützt?

Die Haltung der Partei und ebenso der ATC als Arm der FSLN war nachgiebig, auf Verhandlung ausgerichtet. Sie haben unser Land wegverhandelt. Es gab starke Wirtschaftsinteressen bei der Landverteilung. Zuerst bei den hohen Offizieren des Heeres, denen Teile des Landes übereignet wurden. Dann wurden der ATC - Ländereien übereignet. Sie benutzten uns als Zehlschein. In diesem Spiel bezahlten sie mit uns. In einer sehr diskreten Art und Weise unterstützten sie uns, aber niemals öffentlich oder direkt. Sie machten auch in unseren Reihen Propaganda, dass wir das Land aufgeben sollten und uns stattdessen als Landarbeiter auf den Ländereien verdingen sollten. Wir sollten uns darauf beschränken, mit den neuen Besitzern Kollektivarbeitsverträge auszuhandeln.

Wie würdest du aus deiner kritischen Perspektive von heute deine sandinistischen Aktivitäten der 80er Jahre bewerten?

Wir hatten keine Kriterien. Der moralische Betrug am Volk fand nicht 1980 statt; er fand statt als die *Frente* ihr politisches Programm verkündete. Die *Frente* verkaufte eine

Idee, bot eine Idee an, die weit von den Interessen entfernt war.

Wann erkanntest du, dass die Frente Sandinista nicht mehr deine Organisation ist? Gab es ein markantes Ereignis, was dazu führte?

Es gab keinen Höhepunkt, an dem ich mich entschieden hätte. Das war ein Prozeß nach der Wahlniederlage. Die FSLN gab dem Volk durch Gesten und Haltungen, nicht durch Erklärungen zu verstehen, dass sie nicht mehr an seiner Seite steht. Sie hatten ein sehr eigenwilliges politisches Programm, keines, dass die Massen integrieren konnte. Sie hatten dadurch die wenigen noch aktiven Mitglieder immer mehr frustriert.

Was sind deine Schlußfolgerungen aus den 20 Jahren? Wie organisierst du dich heute? Wie wird die Zukunft sein? Was sind deine Träume und Wünsche?

Die FSLN hat das Volk enttäuscht. Für eine detaillierte Analyse muß man genau bestimmen, wie sie die einzelnen Individuen enttäuscht hat. Auch mich hat sie enttäuscht. Ich wollte immer ein Professioneller sein, ein Rechtsanwalt. Aber ich wurde in diesen revolutionären Kampf verwickelt, in die Pläne dieser unserer Revolution. Ich lies meine persönlichen Wünsche zurücktreten, um die Revolution, die Träume unseres Volkes voranzubringen. Groß war meine Überraschung, als die *Frente* sich meiner und vieler anderer entledigte. Dadurch habe ich zwanzig Jahre verloren. Was sind die aktuellen politischen Tendenzen? Wie organisiere

ich heute meine Ideale? Die Ideale des Kampfes sind nicht verschwunden, auch das Volk ist seit den 80er Jahren stark politisiert, es lässt sich nicht verblenden. Die vorhandenen politischen Tendenzen erfüllen nicht die Ziele der Jugendlichen, der Alten, von niemandem. Alle organisieren sich in kleinen Gruppen besonders sozialen Charakters, um eine sinnvolle Unterstützungsarbeit zu leisten. Ich persönlich gehöre ADECAN an, einer bäuerlichen Organisation, die ich mitgegründet habe. Es ist aus dem Eigentumskonflikt der privatisierten Betriebe entstanden. Wir wollen uns aus den Ursprüngen des Konfliktes lösen und die entscheidenden Probleme der BäuerInnen angehen.

Wieso führst du als in der Stadt geborener und aufgewachsener Mensch jetzt Kämpfe auf dem Land?

Ich habe eine Neigung zur Landwirtschaft. Mir gefällt die Ökologie. Ich studiere einen Studienzweig, der eng mit der Landwirtschaft verbunden ist. In den ersten zwei Jahren auf dem Land merkte ich, dass das meine Umgebung, mein Ort ist. Zuerst im revolutionären Kampf und dann im Kampf gegen die Contra merkte ich, dass der bäuerliche Sektor extrem marginalisiert ist, dass alle politischen und sozialen Anstrengungen auf die Stadt gerichtet sind und dass dies umgekehrt werden muss. In meiner Examensarbeit als Agrartechniker gehe ich darauf ein, wie sich diese Migration vom Land in die Stadt umkehren lässt. Sie wird betrieben von den dominanten Sektoren, durch den Entzug von Angeboten, durch Druck auf Landeigentum, durch Entzug von Arbeitsplätzen. Ich bin si-

cher, dass sich diese Migration mit politischen Maßnahmen umdrehen lässt, dann kehren alle Bauern wieder zurück. In einem Land, das von der Landwirtschaft lebt, muss das Leben auf dem Land stattfinden, die Entwicklung, die Stabilität liegt nicht in der Stadt, sie muss auf dem Land sein.

Welche Ziele sollte eine Organisation wie ADECAN in dieser Situation vertreten?

Sie sollte alle Anstrengungen unternehmen, um die Mehrheit der Bauern in diese Organisation einzubinden. Ideen bündeln mit anderen Organisationen zum Nutzen der BäuerInnen, und eine breite Bewegung zur Verteidigung ihrer Rechte, ihres Landes und ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stabilität entfalten.

Wie siehst du die Zukunft Nicaraguas?

Nicaragua vollendet wieder eine Epoche. Seit den 50er Jahren nach dem 2. Weltkrieg hatten wir zwei geschichtliche Parallelen: zwei historische Parteiblöcke, die um die Macht kämpften. Heute befähle ich – die eine Epoche, morgen befähle ich – die andere Epoche; und dann machen sie einen Pakt: Ich regiere, aber ich gebe dir ein Geschenk. 50 Jahre später ist Nicaragua wieder in diesem Schema. Alle glaubten, dass die FSLN eine Alternative bleibt, auch nach der Wahlniederlage. Wir sehen aber in der Haltung der FSLN, dass sie genauso paktiert wie die beiden historischen Parteien vor mehr als 30 Jahren. Damals waren es die Liberalen und die Konservativen, heute sind es wieder die Liberalen und dazu die Sandinistische Partei. Jetzt

wird nicht mehr um die Macht gestritten, sondern nur noch darum, wer sich am besten bereichert. Die Präsidentschaft spielt in diesem Land fast keine Rolle mehr.

Wie kann das überwunden werden? Bleibt das für immer so?

Darauf warten, dass noch mal eine Revolution kommt, ist utopisch; die wird nie mehr zurückkommen. Das sind historische Situationen, die alle tausend Jahre einmal kommen. Außerdem ist das weltweite Kräftesystem klar definiert; es ist unipolar. Das nicaraguanische Volk muss in einem permanenten Kampf mit größerer politischer Klarheit als in den 50er Jahren leben, um die wenigen vorhandenen Rechte zu verteidigen.

Vielen Dank für das Interview!

Ihr habt uns nicht gefragt, was wir von den ökonomisch und sozial fortgeschrittenen Ländern erwarten. Ihr leistet einen wesentlichen Beitrag; nicht dazu, dass dieser Fortschritt hierher übertragen wird, aber auf eine sehr direkte und sensible Weise dazu, dass dieser Kampf hier fortgeführt wird. Die NGOs sind nicht dazu da, Geld zu verteilen; das habe ich noch nie geglaubt. Sie sollen Solidarität und Hoffnung übermitteln. Ein Manuskript mit Ideen zu schicken ist einfach. Hoffnung zu teilen ist wichtig. Die Menschen aus der ersten Welt sollen sich für uns interessieren.

Arnoldo Vargas

Olga María Espinoza

Olga María Espinoza



Olga María Espinoza

Olga María ist GründerIn und KoordinatorIn der Landfrauenorganisation (comité de mujeres rurales) in León, wo sie nach wie vor arbeitet, und engagiert sich in der feministischen Bewegung .

Wie begann die Revolution für dich? Was hast du gemacht, welche Motive hattest du? Wie fing alles an?

Olga: Ich komme ursprünglich aus einer Bauernfamilie, aus einer Region des Südens. Wir waren eine sehr arme Familie. In dieser Zone, einer Baumwollregion, wurde meine Familie noch ärmer, weil sie begannen Baumwolle anzubauen und ihre Ländereien verloren - die Bank hat sie ihnen abgenommen. Ich bin die jüngste von fünf Geschwistern. Meine Brüder haben ihre Parzellen für die eigene Versorgung bearbeitet, aber davon konnte man den Bedarf nicht abdecken. Später haben sie als Arbeiter ihre Arbeitskraft verkauft. Ich bin mit dreizehn Jahren vom Land weggegangen in die Stadt León, wo ich als Hausangestellte arbeitete. Ich tat dies, um meine Familie, v.a. meine Mutter, ein bisschen zu unterstützen, um etwas

zum Lebensunterhalt beizutragen.

In León machte ich meine ersten Kontakte zu meinen *compañeros* der *Frente*. Für mich begann die Revolution im Jahr 1976. Ich begann allmählich Aufgaben zu übernehmen, ohne mir darüber klar zu sein, dass ich dabei war, mich auf etwas einzulassen. Ich begann mit Botendiensten für die *Frente*, ich brachte Post zu anderen *compañeros*, allerdings ohne mir wirklich bewusst zu sein, dass ich in der *Frente* arbeitete. Ich machte diese Erledigungen, um jemandem eine Gefälligkeit zu erweisen, z.B. jemanden ein Dokument o.ä. zu überbringen. Als mir klar wurde, dass ich in der *Frente* eingebunden war, bekam ich große Angst. Aber ich glaube, ich habe meine Angst überwunden, weil ich innerhalb dieses Prozesses Zeit zum Nachdenken hatte; es war ein allmählicher Prozess. Ich habe

mit den *compañeros* und *compañeras* über die Situation der Ungerechtigkeit gesprochen, über die offensichtlichen Widersprüche zwischen Armen und Reichen, über den Machtmissbrauch der Somoza-Diktatur. So begann ich, ein Klassenbewusstsein zu entwickeln. Dadurch überwand ich die Angst, auch Aufgaben mit wesentlichem höheren Risiko auszuführen. Ich begann zum Beispiel mit der Suche nach Unterschlupfmöglichkeiten, transportierte Waffen von einem Ort zum anderen und so weiter. Ich fing auch an, etwas für meine eigene Entwicklung zu tun, und lernte Lesen und Schreiben. Dann ging ich wieder aufs Land, aber nicht in meine Herkunftsregion. Ich sollte in Caraco arbeiten. Ich nahm Verbindung zu anderen *compañeros* auf, die schon größere Verantwortung hatten. 1978 tauchte ich zur Hälfte unter, denn ich war auf dem

Land und in den Bergen. Und mehr als ein Jahr war ich ganz im Untergrund.

Wie gesagt begann ich die Arbeit in der *Frente*, ohne genau zu wissen worum es ging, aber mein Gefühl sagte mir, dass es etwas mit einer Veränderung der Situation zu tun hatte. Und damit identifizierte ich mich als Bürgerin, die von den Auswirkungen des Somozismus und von der politischen Repression, die im Land herrschte, entkräftet war. Ich erinnere mich, dass es im Jahr 1975 schreckliche Massaker an Bauern gab, zum Beispiel im Süden, wo viel Land besetzt war. Dort war die Repression gegen die Bauern sehr heftig; man verbrannte ihre Hütten, brachte sie in Hub-schrauber und warf sie in den Bergen ab. Diese Umstände motivierten mich, diesen Menschen zu helfen. Als mir die Klassenunterschiede klar wurden, überwand ich meine Angst und übernahm alle Aufgaben, die der revolutionäre Kampf beinhaltete. Man brachte mir beispielsweise Autofahren bei, ich lernte, schnell Auto zu fahren. Dann musste ich verschiedene riskante Operationen durchführen. Aber ich machte dies mit großer Überzeugung.

Ich hatte in dieser Zeit schon eine Tochter. Ich habe zwei Kinder: eine Tochter von 29 Jahren, sie heißt Somar und einen 15-jährigen Sohn, Cardonil. Als ich in den Untergrund ging, ließ ich meine Tochter bei meiner Mutter, übergab sie nicht nur in deren affektive und moralische, sondern auch in ihre materielle Verantwortung, denn ich hatte kein Geld, was ich ihr hatte geben können. Das hat mich sehr beeinträchtigt, doch gleichzeitig gab es mir viel Kraft, denn ich wollte ihr ein anderes Land, eine andere Hei-

mat vererben. Das war eine meiner Hauptmotivationen: diese Scheiß-Situation, der Zustand höchster Unsicherheit, die politische Repression, die Annullierung der Grundrechte auf Gesundheit, Bildung, dass es immer mehr Arme gab und eine kleine Elite, die sich immer mehr bereicherte und den Rest der Bevölkerung aussaugte.

In diesen Jahren im Untergrund, von 1976 bis 1978 organisierte ich die ersten Gewerkschaften, die wir auf dem Land durchführten, in der Zone von Carazo, einem Kaffeegebiet in Diriamba, Jinotepe. Das war aufgrund der Repression sehr schwierig; einige *haciendas* waren militarisiert. Aber es gab eine große Bereitschaft der Arbeiter und Arbeiterinnen, weil auf den *haciendas* Hungerlöhne gezahlt wurden und die Arbeiter im Elend lebten- es gab nicht mal Wasser, die Leitungen waren voll mit Fröschen und Tieren. Wir machten kurze geheime Versammlungen, manchmal nur fünf Minuten, weil wir wussten dass kurz darauf die Wächter kamen. So begannen wir, Kerngruppen zu bilden, die sich verantwortlich erklärten und später die kontinuierliche Arbeit übernahmen. Wir waren eher die Initiatoren dieser Arbeit von außen, wir konnten nicht alle Gewerkschaften dauerhaft organisieren.

Im Jahr 1978 machten wir den ersten Kongress der ATC (*asociación de trabajadores del campo* - LandarbeiterInnenzusammenschluss). Das war die Organisation, die die Mehrheit der Arbeiter und Arbeiterinnen unseres Landes während der Revolutionszeit repräsentiert hat. Sie machten ihren ersten klandestinen Kongress in Diriamba, und dieser gab uns einen großen Aufwind,

denn wir konnten besser unsere Strategien und Taktiken des Kampfes organisieren, während die Repression gegen die Aktivisten immer stärker wurde.

Das Jahr 1979 änderte die Sache. Wir riefen die Parole „*patria libre*“ (freies Vaterland). Die Gewerkschaften wurden legalisiert, die ATC erweiterte sich aufs ganze Land und wir hatten die politischen, organisatorischen, logistischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten, um die Volksorganisation stärken zu können. Ich änderte meinen Arbeitsort, ging in die Region Leon und Chinandega und widmete mich organisatorischen Tätigkeiten. Es gelang uns, in unserer Region eine starke Gewerkschaft mit einer guten Führung zu bilden. Im Jahr 1981 wurde ich Teil des nationalen Teams der ATC. Die ATC war in allen wichtigen Bereichen der nationalen Wirtschaft vertreten. Während dieser Zeit arbeitete ich in der Organisation, in der politischen Propaganda und in verschiedenen anderen Bereichen, u.a. in der Legislative, denn im Jahr 1981/1982 gab es keine konstitutive Legislative, sondern die Gesetze wurden unter Beteiligung der Bevölkerung im Staatsrat, einer Kammerorganisation, verabschiedet. Ich war beratendes Mitglied und repräsentierte die LandarbeiterInnen.

1983 begann uns klar zu werden, dass es einige Schwierigkeiten bei der Stärkung und Entwicklung der Gewerkschaften gab. Denn es gab quantitativ große Gewerkschaften, in denen viele Frauen teilnahmen, aber diese Frauen fühlten sich nicht repräsentiert. Also begann wir die Tatsache zu thematisieren, dass die Frauen sich bei den Versammlungen passiv

Olga María Espinoza

verhielten und praktisch keine Verantwortung innerhalb der bestehenden Struktur übernahmen. Wir überlegten also was zu tun sei und veranstalteten 1983 das erste Treffen der Landarbeiterinnen. Wir fragten die Frauen, was sie als die größten Probleme ansahen, vor allem hinsichtlich ihrer politischen Beteiligung. Was wir in diesem Moment nicht erkannten, war, dass es weitergehende Probleme waren, die mit der Unterordnung der Frauen und Diskriminierung zu tun hatten, dass es um Machteinfluss ging, der ihre politische Beteiligung und auch ihr tägliches persönliches Leben beeinflusste. Daher dachten wir damals, dass es eine Art Klassenproblem war. Wir nahmen an, dass die Probleme der Frauen überwiegend im privaten Sektor lagen, denn wir stellten fest, dass die Gewerkschaften die Klassenrechte verteidigten, und in den staatlichen *haciendas* wäre das Problem der Frauen gelöst, da es sich um ein Klassenproblem zwischen Arbeiter und Patron handelte. Wir begannen damit, verstärkt auf gleiche Löhne auf den privaten *haciendas* hinzuwirken.

Und das wurde innerhalb der Frauengruppen, die führend in der ATC waren, analysiert?

Das haben vor allem die Männer analysiert, ich würde sagen, dass die ATC fast immer mehrheitlich von Männern strukturiert und geleitet wurde. Frauen begannen teilzunehmen, aber ganz unten in der Struktur. Die Entscheidungen, die sie mittrafen, waren simpel und nur zwischengeschaltet vor der nationalen Struktur. In der nationalen Struktur beispielsweise war ich die erste Frau in der Exekutive neben zwölf

Männern. Man kann sich vorstellen wie das war: meine Meinung gegen zwölf Männer. Aber in dieser Phase hatte ich keine eigene Reflexion als Frau darüber, es gab diesen Denkprozess nicht. Ich verstand mich als ein Gewerkschaftsführer, nicht als Frau. Aber dieser Prozess war sehr interessant für mich: Die Position der Männer war, dass das Problem der Frauen ein Klassenproblem sei, das durch Klassenkampf zu lösen wäre wie das aller Arbeiter. Aber mir wurde allmählich klar, dass es Unterdrückung innerhalb der gleichen Klasse gab, die Männer dergleichen Klasse unterdrückten uns. Es wurde viel über Partizipation gesprochen, aber in Wirklichkeit hatte unsere Partizipation wenig Einfluss. Wenn es tatsächlich die gleiche Beteiligung von Frauen gäbe, dann wäre in der Exekutive nicht nur eine Frau gegenüber zwölf Männern, obwohl es doch fähige Frauen in der Gewerkschaften gab. Wir hatten das Ziel, eine Bewegung zu entwickeln mit einem Genderbewusstsein, die in der Lage sein sollte, die bestehende Ungleichheit zwischen Frauen und Männern aufzulösen. Also begannen wir eine Untersuchung, die drei Jahre dauerte. Wir entwickelten eine Strategie, um uns fortzubilden und mit den Frauen zu überlegen. Auf diese Weise schafften wir innerhalb von fünf, sechs Jahren eine starke Frauenbewegung innerhalb der ATC mit Genderbewusstsein. Wir begannen, die Machtverteilung und die Ungleichheit zu debattieren. Das bewirkte natürlich eine Spannung zwischen Männern und Frauen, aber ich würde sagen, wir haben es geschafft, einige politische Veränderungen durchzusetzen. Z.B. integrierten wir viel

mehr Frauen; nach fünf Jahren hatten wir durchgesetzt, dass 5% der Basisorganisation Frauen waren. Aber dies war in bezug auf Durchsetzungskraft immer noch wenig. Innerhalb der Zwischenorganisationen waren zwei bis drei Frauen, was dazu führte, dass auch Tabuthemen angesprochen wurden wie z.B. sexuelle Belästigung, die es innerhalb der Gewerkschaftsführung gab. Dies sind ungleiche Machtverhältnisse innerhalb dergleichen Klasse. Wir fingen an, über den Sinn von Produktionsnormen zu diskutieren. Die Arbeiter und Arbeiterinnen sagten damals: Wir haben nach so vielen Jahren der Ausbeutung die Revolution gemacht, jetzt können wir ein bisschen ausruhen. Deshalb ließ die Produktivität stark nach, und die der Frauen noch viel mehr. Daher begann die Debatte über eine gerechtere Verteilung der Aufgaben im Haushalt, denn für die Frauen ist es schwieriger die Arbeitsnormen einzuhalten: Nicht weil wir schwächer sind, sondern weil wir neben der produktiven Arbeit auch noch alleine die reproduktive Arbeit bewerkstelligen müssen. Wir begannen, den Aspekt der Unterordnung in Frage zu stellen, wie sagten, dass wir das logistische Rückgrat sind, und man trotzdem von uns verlangt, dass wir die gleichen Normen erfüllen. Wir haben es nicht geschafft, die Normen für die Frauen zu senken, aber wir haben Bewusstsein bei den Frauen geschaffen. Vorher war so oft gesagt worden, dass wir schlechter sind, weil wir nicht die gleichen produktiven Normen erfüllen konnten wie die Männer, und es gab viel Frustration unter den Frauen. Nun wurden die Frauen sich be-

wusst über die ungerechte Arbeitsaufteilung und merkten, dass diese ein Hindernis für ihre Entwicklung und politische Beteiligung war, dass es wichtig war, Veränderungen im alltäglichen Leben jeder Einzelnen anzustreben. Sie begannen auch sexuelle Belästigung anzuklagen, deren Opfer wir innerhalb der staatlichen Fabriken waren. Dort wurde auch alles mystifiziert: denn in den staatlichen Fabriken war alles wunderbar, wir sahen uns alle als Geschwister an, obwohl es große Unterschiede zwischen Verwaltern und Angestellten, zwischen Männern und Frauen gab. Die Verwalter beispielsweise lebten wie in Saus und Braus; sie hatte ihre eigene Küche, und den Arbeitern gab man nur Bohnen und Reis. Und man sagte ihnen, dass die Fabrik vorankommen müsse und dass man jetzt Opfer bringen müsse. Fast schon ein jüdisch-christlicher Diskurs: Dass man jetzt leiden muss, um nach dem Tod das ewige Leben zu bekommen.

Ich würde sagen, wir haben es geschafft, innerhalb der ATC eine sehr starke Frauenbewegung mit sehr viel Einfluss auf die gesamte Gewerkschaftsbewegung aufzubauen. Denn bald darauf waren wir in allen Gewerkschaftsorganisationen und deren Gremien, in den unterschiedlichen Organisationen der Revolution organisiert. Ich erinnere mich, dass wir eine neue Ratssitzung mit Daniel gründeten. Im Jahr 1984/85 schafften wir es, die gesamte ökonomische Stabilitätspolitik in Frage zu stellen. Zu der Zeit war der harte Peso schon zu spüren im Rahmen der Strukturanpassungen. Daher sagten wir, dass die Anpassung ein Geschlecht hatte, denn die ersten,

die angepasst wurden, waren Frauen. In bestimmten Produktionssektoren waren haufenweise Frauen, aber die Frauen leisteten weniger. Natürlich leisteten wir weniger wegen unserer Rolle. Ich erinnere mich, dass Daniel in dieser Ratssitzung wütend war, denn wir sprachen von dem Gewaltproblem, das es gab; dass der Staat unsensibel war und die Gewerkschaften die vorhandenen Probleme nicht zur Sprache brächten. Wir sprachen auch von Abtreibung, von Frauen, die sich wegen ihrer finanziellen Lage und dem mangelnden Zugang zu Gesundheitseinrichtungen und Information einen Stock einführten. Er sagte, dass Frauen kein Problem mit Gewalt hätten und auch nicht mit sexueller Belästigung. Dies sei nur eine Erfindung von einigen Europäerinnen, die ins Land gekommen waren und komische Ideen verbreiteten.

Das heißt, während der gesamten 80er Jahre hast du in der ATC im Frauensektor gearbeitet?

Ja. Ab dem Jahr 1977 arbeitete ich in der ATC innerhalb der Gewerkschaft. Aber ich glaube, dass ich einen hohen Preis gezahlt habe, um mich durchzusetzen und einen wichtigen Posten zu bekommen. Besonders die Frauen zahlen dafür einen hohen Preis. Ich habe viel über die Logik der Männer gelernt und auch über die Logik der Frauen. Diese Jahre waren geprägt von ideologischem und menschlichem Wachstum. Ich bin menschlicher geworden, mit den Frauen, und auf der anderen Seite war es ein hoher Preis. Wir hatten ein Frauensekretariat, aber die Arbeit, die wir machten, war ehrenamt-

lich. Wir mussten zu allen Versammlungen gehen und alle gewerkschaftlichen Aufgaben erfüllen. Die Arbeit mit den Frauen mussten wir praktisch nachts oder an Wochenenden machen. Denn es gab keinen Blick auf die Genderfrage. Ich würde sagen, in diesen Jahren wurden die Frauen sehr ausgenutzt mit Unterstützung der Entwicklungshilfe und der Solidarität. Man bat um viel finanzielle Unterstützung und es kam viel Geld, aber auch dieses Geld wurde für andere Zwecke ausgegeben. Ich sage nicht, dass es für unlautere Dinge ausgegeben wurden, aber für die Zwecke der männlichen Politik. Das Geld, das eigentlich für die Förderung von Frauen oder für den Bau von Kindergärten gedacht war, wurde häufig umgeleitet für andere gewerkschaftliche Aufgaben. All diese Dinge erschöpften mich, denn obwohl wir eine wachsende Frauenbewegung waren, wurden die Entscheidungen von oben, durch die Männer, gefällt. In dieser Zeit wurde die Bewegung der Frauen von AMNLAE kooptiert. Dies gab uns eine Struktur vor, die wirklich nicht den Bedürfnissen der Frauen entsprach. Aber ich erinnere mich, dass es andere Räume gab. Beispielsweise das erste feministische Embryo des Landes, es hieß PIE – wir nannten es *Partido de la Izquierda Erotica* (Partei der erotischen Linken). Es war ein Spott, den wir trieben. Aber in diesem Raum versammelten wir uns, viele Feministinnen des Landes, unter ihnen auch einige Euro-päerinnen, die in Nicaragua lebten. Wir begannen, eine Reihe von Politikformen und praktiken der *Frente* in Frage zu stellen, und wurden uns dabei immer mehr bewusst, dass es schwierig war, die Be-

ziehungen in einer gemischtgeschlechtlichen Organisation mit einem so maskulinen und patriarchalen Schnitt wie die der ATC zu verändern. Ich möchte nicht verallgemeinern, aber ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass es möglich ist, die Machtgefüge zwischen Männern und Frauen, innerhalb einer gemischtgeschlechtlichen Organisation zu verändern. Bei uns dauerte es sechzehn Jahre; ich glaube wir haben ein paar Veränderungen bewirkt, aber nur unter sehr hohen Kosten für alle Frauen, die dabei waren.

Eine Sache, die mich sehr belastete, war, dass ich mein Wachstum spürte, aber dass

mich einerseits mit den Aufgaben für die Revolution zufrieden, andererseits fühlte ich mich wie eine unsensible Mutter, manchmal wie ein Monster. Ich konnte mit niemandem darüber reden, denn sobald wir solche Dinge ansprachen, wurden wir von der *Frente* als ideologisch schwach abgestempelt. Ich habe also über meine ideologischen Schwächen nachgedacht und mich manchmal gefragt, ob ich verrückt sei und woher diese verrückten Ideen kamen. Denn ich arbeitete für eine gerechte Sache!

Daher glaube ich, dass der höchste Preis, den ich und den auch viele andere Frauen gezahlt haben, die es geschafft

dirigentes erwiderten uns, dass nicht kritisieren dürften, dass wir in diesem Prozess vermittelt werden müsse, dass wir so nicht weiter zusammen arbeiten könnten. Diese Versammlung wäre beinahe aufgelöst worden.

Bereits vor der Wahlniederlage hatte ich den Entschluss gefasst, aus der ATC auszusteigen, denn außerdem gab es bereits klare Anzeichen von Korruption. Interne Korruption, aber auch politische und ideologische. Wir schlugen eine Veränderung des gewerkschaftlichen Modells vor. Wir sagten, das bestehende Modell sei autoritär und passe sich nicht der aktuellen Situation an. Wir kri-

Olga María Espinoza

der Preis dafür das Verlassen meiner Familie war. Ich habe z.B. nicht die Mutterschaft mit meiner Tochter genießen können, denn ich habe mich den revolutionären Aufgaben gewidmet. Sie praktisch verlassen zu haben, als ich in den Untergrund ging, bereitete mir große Schuldgefühle. Ich fühlte mich zwiespalten, denn einerseits sagte ich mir, dass ich für meine Tochter und für alle Kinder in diesem Land arbeite, und andererseits spürte ich eine Leere in mir und außerdem das Bedürfnis, diese Mutterrolle zu leben.

Bald darauf bekam ich einen Sohn. Wenn ich niemanden hatte, der auf ihn aufpasste - es war immer sehr voll bei uns - dann ließ ich ihn bei einer Nachbarin. Ich ging arbeiten und widmete mich den Aufgaben der Revolution, aber mit großen Schuldgefühlen und Unzufriedenheit. Es war ein großer Konflikt, denn ich fühlte

haben sich zu entwickeln wie ich, all die Opfer und Nöte, die wir Frauen während der Revolution miterlebt haben, auf dem Rücken des weiblichen Subjekts ausgetragen wurden. Insbesondere auf Kosten der Mutterschaft.

Dann, 1990, fühlte ich mich ausgelaucht. Einerseits emotional gestärkt, andererseits aber sehr müde. Ich hatte das Gefühl, dass sich die Widersprüche zwischen Männern und Frauen innerhalb der Organisation zuspitzten. Ich erinnere mich an die letzte Versammlung: Da gab es eine Diskussion zwischen ungefähr zwanzig Basisfrauen, die den ganzen politisch führenden Männern alles mögliche sagten; ihnen beispielsweise vorwarfen, dass sie Demagogen seien, dass sie sie ausnutzten würden usw., und dass die *Frente* sie dabei unterstützte. Es gab also bereits ein hohes Maß an Bewusstsein. Die

tisierten die Arbeitsmethoden der Organisation, die Führungsrollen. Wir forderten eine Politik, die die Entwicklung fördert. All das brachte einen Konflikt zwischen zwei Strömungen hervor: eine, die eine Demokratisierung forderte und die andere, die keine Veränderungen wollte. Nach der Wahlniederlage dachte ich nicht mehr lange nach. Ich blieb noch vier Monate und merkte, dass die Räume für die Frauen immer kleiner wurden, die Methoden und der Arbeitsstil immer autoritärer. Die politischen Räume auf allen Ebenen schlossen sich immer mehr: von der Führungsstruktur der *Frente* bis hin zur Organisation. Bevor ich ging, berief ich eine Versammlung unter den Frauen ein und erläuterte ihnen meinen Austritt, aber ohne ihnen wirklich zu sagen, was ich dachte, und ohne ihnen meine Enttäuschung mitzuteilen. Es war ein Fehler von mir, meinen

Austritt mit den Männern zu verhandeln und nicht mit den Frauen. Denn diese waren es, die mir Kraft gaben.

Meine Schlussfolgerung war, dass bis zu einem gewissen Punkt ein Entwicklungsprozess funktioniert, zumindest konnte die Frauenbewegung sich innerhalb der ATC entwickeln. Aber als sie merkten, dass wir wirklich Veränderungen vorschlugen, wurden unsere Ideen gewaltsam erstickt. Viele Frauen, die eine Menge zur Entwicklung dieser Arbeit beigetragen hatten, wurden ausgeschlossen. Obwohl sie mich nicht offensichtlich rausgeworfen haben, kam auch für mich ein Moment, in dem ich den politischen Druck nicht mehr ausge-

der Frauenbewegung, die sehr segmentiert war, außerhalb des kontrollierten Raums der ATC Artikulationsmöglichkeiten geben. Außerdem wollten wir meine Führungsrolle innerhalb der Volksbewegung nutzen. Wir waren Frauen mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen und hatten führende Rollen innerhalb der Frauenbewegung: Einige im Bereich der Volksbewegung, andere in der Mittelschicht. Eigentlich gab es den *punto de encuentro* nur zwei Jahre. Allmählich merkte ich, dass es nicht der Raum war, den ich mir gewünscht hatte. Ich glaube, dass die NROs Gefahr laufen, ihre Perspektive zu verlieren, wenn sie keine konstante Reflektion und

nativ, erneuernd nannte, und eine orthodoxe. Ich schloss mich der alternativen Gruppe an. Wir wollten die ATC reformieren und einen Prozess politischer Erneuerung anstoßen, der die Demokratisierung der Organisation ermöglichte. Wir planten ein neues Gewerkschaftsmodell, das der derzeitigen Situation angepasst war. So waren unsere Arbeitsinhalte nicht einzig und allein auf die Eigentumsfrage des Volkes, der Arbeiter ausgerichtet, sondern auch auf die privaten *haciendas*, wo die Situation der Arbeiter viel schlimmer war. Wir schlugen auch vor, dass die Rolle der Arbeiter innerhalb der APT klarer definiert werden müsse, denn es konnte doch

Olga María Espinoza

halten habe. Ich habe mich nicht, so wie andere es taten, der Macht gefügt. Es gab *compañeras*, die in der *Frente* geblieben sind, in der Arbeit mit Frauen, und sich untergeordnet haben. Auf diese Weise vermieden sie den Druck und konnten weiter die männliche Rolle spielen. In meinem Fall und im Fall derer, die gegangen sind, blieb uns keine andere Wahl.

Und was hast du danach gemacht?

Ich habe mich in die Frauenbewegung eingeklinkt, aber innerhalb der neuen autonomen Räume, die entstanden. Ich arbeitete an der Entstehung der *puntos de encuentro* (Treffpunkte), ich bin Mitbegründerin dieser Treffpunkte. Diese *puntos* waren eine NRO. In diesen Zeiten begann die NROisierung in unserem Land. Von diesem Punkt aus wollten wir

keine aktive und militante Beteiligung der Frauen haben. So konnte es passieren, dass das eigentliche Ziel, die Frauenbewegung zu stärken, auch mit finanzieller Hilfe und politischer Infrastruktur, aus dem Blick fiel. Statt die Volksbewegung zu unterstützen, begann man, die Macht zu zentralisieren; es kam zu einer Institutionalisierung der NRO. Es entstanden vertikale Machtgefüge innerhalb der Frauenbewegung. Der *Treffpunkt* benutzte die Volksbewegung, um seine Macht zu stärken und zu institutionalisieren, anstatt genau das Gegenteil zu tun. Also verließ ich auch den *punto de encuentro*. Ich arbeitete weiter in der Frauenbewegung. Ich machte einen neuen Versuch, die ATC wiederzubeleben, denn nach 1990 waren die Widersprüche innerhalb der Organisation noch stärker, sie hatte sich praktisch geteilt in eine Strömung, die sich alter-

nicht sein, dass sie gleichzeitig Angestellte und Patrone waren. In dieser Bewegung war ich ungefähr ein Jahr, bemühte mich Verhandlungen einzuleiten. Die *Frente* boykottierte diesen ganzen Prozess der alternativen Strömung. Mir schlugen sie vor, in einer Kommission für internationale Beziehungen mitzuwirken. Ich sollte ihnen helfen, ihr Prestige zu verbessern, aber ich ließ mich natürlich nicht darauf ein.

Während dieser ganzen Zeit war ich in der Frauenbewegung, was es mir erlaubte, an meinen alten Arbeitsbereich zurückzukehren. Aber diesmal wollte ich speziell mit Frauen meines Sektors arbeiten. Ich wollte erreichen, dass die Frauenbewegung sich in ein politisches Subjekt verwandelt. Ich wollte politische Räume für Frauen aufbauen und eine Autonomie der Frauen erreichen, ohne die Möglichkeit von Alli-

anzen mit anderen Sektoren zu negieren. Ich glaube, dass während der Revolution viele Frauen gedacht haben, dass sich ihr Leben verändern würde, was aber nicht möglich war, denn in Wahrheit verlangt eine wirkliche Veränderung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau sowohl materielle als auch ideologische Veränderung. Wir warten beispielsweise auf ein Gesetz, das die Misshandlung von Frauen bestraft oder Gesetze, die die Abtreibung straf-frei machten.

Ich meine, dass eine Veränderung der Frauen den Protagonismus der Frauen selbst erfordert. Von wo auch immer wir kommen, können wir nicht nur die bestehenden Rollen in Frage stellen, sondern auch die öffentliche Politik. Wir können politische Vorschläge machen. Wir können in unserem alltäglichen Leben Veränderungen praktizieren. Ich glaube, dass es schwierig ist, einen Vorschlag für demokratische Entwicklung einzubringen. Denn es ist klar, dass in unseren Gesellschaften die Männer die Ökonomie im makro-ökonomischen Bereich dominieren - genauso während der sandinistischen Revolution wie seit der neuen Regierung- beide sind patriarchale Modelle. Es wird schwierig sein, die Welt zu verändern..

Deshalb bin ich seit 1993 im *Comité de Mujeres Rurales* (Landfrauenkomitee) und kämpfe für die Stärkung von uns Frauen. Mein Traum ist es, dass die Landfrauen aktive Beteiligung an der Frauenbewegung haben, denn in Nicaragua gibt es eine starke Frauenbewegung, in der aber die Landfrauen immer noch wenig präsent sind. Ich sage nicht, dass das Leben in der Stadt besser ist, aber der ländliche Sektor in Lateinamerika war immer

schon ein marginalisierter Sektor. Und das haben immer die Frauen aufgefangen. In diesem Sinne arbeite ich im CMR. Für uns hat das Komitee einen starken ideologischen und politischen Schwerpunkt. Auch wenn wir eine Kreditpolitik haben, ist unserer primäres Anliegen, der Verarmung auf dem Land entgegen zu wirken und den Frauen Mittel an die Hand zu geben, die es ihnen erlauben zu überleben, um die politische, ideologische und organisatorische Arbeit zu machen. Wir möchten Prozesse der Organisation, der Reflektion auf der Ebene der Gemeinden, die es den Frauen erlauben Protagonisten ihrer eigenen Situation zu werden, ihres eigenen Stils. Wir glauben, dass es schwierig ist, den Frauen von außen zu sagen, dass sie sich verändern müssen. Wir haben oft die Tendenz, Diagnostiken und Untersuchungen zu machen. Aber ich glaube, dass es die Frauen selbst sein müssen, Männer und Frauen auf dem Land, die sagen was sie ändern möchten und wie.

Olga María Espinoza



Carlos Vanzetti

Carlos Vanzetti heißt eigentlich Ernst Fuchs und lebte bis Ende der 70er Jahre in Berlin, von wo aus er sich in die Wirren der nicaraguanischen Revolution begab und das Land Nicaragua zu seiner Wahlheimat machte. Dort arbeitete er als Neurochirurg im Lenin Fonseca - Krankenhaus in Managua. Er starb im Mai 2003 an den Folgen eines Hirnschlags.

Was war deine Motivation, dich aus der Bundesrepublik kommend in den Siebzigern in dieses Land und in diese Revolution hineinzubegeben?

Carlos: Da musst du auch die Geschichte der Bundesrepublik rekapitulieren. Die sechziger, siebziger Jahre brachten den Universitäten einen Umbruch. Die Studenten damals wollten mit dieser miefigen Universitätshierarchie Schluss machen. Das bedeutete zum Beispiel - ich gab damals Vorlesungen - dass die Studenten mich in den Seminaren kritisierten.

Nebenbei bemerkt: Alle diese Leute, die mich damals kritisierten, haben mich rechts überholt, als sie dann Ärzte wurden, mit den üblichsten Methoden, die man früher bekämpft hatte. Wenn es zum Beispiel in einer Gruppe von Ärzten Kritik am Chef gab, dann durfte der Betreffende eben ein paar Jahre lang nicht mehr operieren. Alle diese Ängste gehörten zu dieser Nachrevolution der 68er Jahre. Das hat mich in den siebziger

Jahren sehr frustriert.

Ich bin dann in eine Phase gekommen, in der ich mich nicht mehr heimisch fühlte, in der ich etwas machen wollte. Und dann kamen die großen Zufälle. Einer der großen Zufälle war, dass ein Maler namens Dieter Masur im Jahr 1978 die Bombenabwürfe der Somo-zadiktatur in Esteli miterlebte. Und dieser Maler schrieb einen Brief an seine Freundin, die mit mir zusammen auf einer Insel in der Nähe von Sizilien war - schon das zeigt unsere luxuriöse Umgebung als Assistenzärzte - und er schrieb:

„Was macht ihr da eigentlich in Deutschland? Ihr seid doch völlig überflüssig in Berlin. In Esteli sterben die Leute wegen einer banalen Knochenverletzung. Hier braucht man Euch!“ Er schrieb noch einen interessanten Satz, er schrieb: „Ihr seid doch ersetzbar.“ Weißt du, wenn du ein Neurochirurg bist, bist du besonders eitel. Das sind wir Neurochirurgen alle. Ich dachte auch damals, ich bin unersetzbar, man braucht mich.

Aber dann habe ich das ein bisschen genauer angeguckt, und ich dachte, in Berlin gibt es ungefähr sechs, sieben Neurochirurgen, die sind so gut wie du. Also das kann es nicht sein, was dich hier hält.

Dann passierte die Geschichte mit dem Eden Pastora, der mit zwanzig Leuten den Nationalpalast mit 2000 Leuten drin eingenommen hat. Die Zeitungen in Deutschland schrieben am Anfang von „Terroristen“, was sie so von der „Baader-Meinhof-Bande“ gewohnt waren. Und am Schluss schrieben sie „Guerilleros“ - da wurden sie langsam aufgewertet, nachdem sie sich durchsetzten und mit 500.000 Dollar ausgeflogen wurden.

Und da dachte ich: „Mensch, wenn zwanzig Leute zweitausend Leute im Schach halten, das bedeutet, von den zweitausend müssen tausendneunhundert auf deren Seite stehen.“

Persönlich war bei mir gerade eine Ehe kaputtgegangen, Kin-

Carlos Vanzetti

der hatte ich nicht. Irgendwie fühlte ich mich heimatlos, auch als heimatloser Linker, mich hat das irgendwie gereizt, diesem Ruf von Dieter Masur nachzukommen und wirklich hierher zu kommen. Und dann war ich im Januar 1979 bei Sergio Ramírez in Costa Rica im Haus; der Chef der Südfront, Eden Pastora, sah mich und sagte: „Gut, du kannst bei mir anfangen. Aber glaub ja nicht, dass du als Arzt anfangen kannst. Bei mir sind alle Ärzte Guerilleros geworden.“

Dann kam zuerst mal eine kleine militärische Ausbildung und danach direkt die Wälder. Weißt du, das kam alles so Schlag auf Schlag, dass ich mich selber wundere, wie ich das einfach so lässig abgewickelt habe. Am Anfang haben sie mich noch in einem geheimen Krankenhaus in San José arbeiten lassen, wo sie mich die ersten Tage mit verbundenen Augen im Auto hinfuhren. Und dann war ich plötzlich in einem Ausbildungslager der Südfront, und nach acht Tagen sagten sie: „Jetzt haben wir unseren ersten Einsatz, da musst du mitkommen.“ Grundausbildung gabs nicht viel; es ging alles wahnsinnig schnell.

Ich hatte noch einen kleinen Meniskusabriss und konnte nicht mehr laufen. Das war eine besonders schöne Geschichte, als ich mir am Karfreitag des Jahres 1979 den Meniskus abriss, bei einer Flucht der Gruppe, weil die *Guardia* uns ziemlich auf den Fersen war. Da sagten sie: „Du fliegst nach Mexiko, dort haben wir Kontakte, dort wirst du operiert.“ Ich habe dann auf dem Flughafen statt nach Mexiko nach Berlin gebucht. In Berlin haben sie mich operiert und

vierzehn Tage später war ich wieder an der Südfront. Ich nahm noch in drei, vier Südfrontangriffen teil, und dann war ich plötzlich in Managua.

Ich stellte mir dann die Frage: „Was machst du jetzt?“, und da ich Neurochirurg war, entschied ich mich, in den Norden zu gehen. An der Südfront hatte ich immer wieder gehört, dass im Norden die medizinische Versorgung ganz katastrophal ist. Ich ging zum Gesundheitsministerium, da war mittlerweile ein Neurochirurg Minister für Gesundheitswesen geworden.

Sie gaben mir ein Auto, einen amerikanischen, vierradangetriebenen Jeep, und sagten mir, dass ich damit in den Norden fahren kann. Ich fuhr damit ins Hotel Interconti, das damals in der Hand der Guerilla war und von oben bis unten voll mit grünen, schlecht angezogenen Guerilleros in lumpigen Kleidern, weißt du, das war wirklich eine Kampftruppe. An demselben Abend saß ich dann mit Tomás Borge und mit dem Minister zusammen, und wir überlegten uns, was man machen kann. Ich sagte: „Man muss die Basis stärken, wir sind eine Basisorganisation.“ „Ja, sehr gut, wir nehmen morgen ein Auto, gehen in die Krankenhäuser und machen eine Evaluation.“ Tomás Borge fragt den Amador Kühl: „Was brauchen wir?“, Amador Kühl sagt: „Wir brauchen Antibiotika.“ „Wir werden Antibiotika herstellen!“, sagt Borge. Das ist ja nicht so einfach!!!

Und als ich dann rausging, da war das Auto geklaut, das ich morgens gekriegt hatte. Ein schönes, vierradangetriebenes Auto - weg! Ich habe zu den beiden gesagt: „Hört mal, mein Auto ist weg!“, „Ja“, sagt Tomás

Borge, „das ist die Revolution!“

Am folgenden Tag haben sie mir dann einen Nissan gegeben, mit dem ich dann in den Norden gefahren bin, und dort habe ich ein halbes Jahr gearbeitet. Später haben sie mich dann zwangsweise hier in die Neurochirurgie versetzt, im Krankenhaus Lenin Fonseca, wo ich bis vor kurzem gearbeitet habe.

Kannst du etwas dazu sagen, was deine Motivationen sind, dich als Teil dieser sandinistischen Bewegung zu verstehen?

In den Monaten, in denen ich an der Südfront war, habe ich die Leute kennen gelernt, einfache Leute, *Campesinos*. Interessant ist aber, dass auch wir eine ganze Menge Frauen an der Südfront hatten, die aber alle Studentinnen waren, keine Campesino-Töchter. Die Männer waren alle *Campesinos*. Wenn du mit denen dann Tag und Nacht zusammen bist und erlebst, was die Leute für Ängste haben, oder du selber hast, und was für Hoffnungen sie haben, und wenn sie erzählen: „Das machen wir nach dem Triumph der Revolution!“, das gibt dir Kraft und Wut. Ich hatte diese ideologische Spritze vorher überhaupt nicht bekommen, die habe ich in den sechs Monaten in den Bergen gekriegt.

Zu deiner Arbeit in den achtziger Jahren: Was war deine Aufgabe, wo hast du gearbeitet, und mit welchem Ziel, und wie siehst du heute das, was du da erreicht hast?

Am Anfang war ich im Norden. Die Medizin wurde mit Bundeswehrflugzeugen gebracht, und

mit dieser Medizin fuhren wir in den Norden und machten in den Dörfer Sprechstunden.

Zum Beispiel in San José de Guzmapa, wo der liebe Padre Fabretto in den Bergen - völlig absurd - im Nichts ein Dorf mit Waisenkindern aufgebaut hat. Padre Fabretto war hier ein sehr bekannter Mann, ein italienischer Priester, der eines Morgens in meine Sprechstunde kam, so um halb acht, und sagte: „Vanzetti, Doktor, ich habe die Musik des Teufels in meinem Ohr die ganze Nacht gehört. Hilf mir!“ Ich sagte: „So, die Musik des Teufels!“, hab reingeguckt, nichts gesehen, Spezialinstrumente genommen, und sah ein kleines Viech, das da rumschwirrte. Da hab ich es ihm rausgeholt, mit einer Bajonettpinzette, beim Gehörgang muss man ein bisschen aufpassen, dass man nicht perforiert. Da war er so glücklich, dass er mich zum Mittagessen einlud. Ich bin mit den drei anderen, mit denen ich arbeitete, um halb eins zum Mittagessen marschiert. Da sangen dann alle, die gerade da waren, Revolutionslieder für uns - *la tumba del guerillero* - es war rührend.

Und dann fragte er: „Möchtest du einen Schluck Wein haben?“ Wein, in den Bergen, 79, das war absurd! Das letzte mal, dass ich Wein getrunken hatte, das war ein Jahr vorher in Berlin gewesen. Mir wurde klar, dass er ein kleiner Alkoholiker war, und wir tranken noch ein Glas Wein und noch eins, und dann fragte ich: „Wo hast du den ganzen Wein her?“ Und er sagte: „Das ist Abendmahlswein.“ Ich fragte: „Mensch, können wir das denn machen?“ „Ach“, sagte er zu mir, „*Jesús tampoco era pinche con*

su sangre“.- Jesus war ja auch nicht geizig mit seinem Blut. Das ist auch Kirche, aber eine ganz praktische und irgendwie rührend.

Da saß ich dann und machte zwei mal in der Woche Sprechstunde und fuhr in der Gegend herum, bis ich in die Hände des Ministers für Gesundheitswesen fiel, der mich als Neurochirurg nach Managua verpflichtete. 1980 ging es den Leuten schlecht, man hatte von niemandem Unterstützung, man hatte auch keine Leute. Die Neurochirurgen sind ja ein urreaktionäres Pack, hier auch, die sind alle abgehauen und ließen hier die Leute zurück, das war ihnen völlig egal. Dann kamen die Neurochirurgen aus Cuba, und zwei russische Neurochirurgen. Mit denen haben wir die medizinische Versorgung in den achtziger Jahren mehr oder weniger über Wasser gehalten.

Dann in den neunziger Jahren, nach dem Sieg von Violeta, bin ich erst einmal als Chef der Neurochirurgie zurückgetreten. Ich dachte, irgendwie sollten die Nicaraguaner das managen können. Die Leute kamen wieder zurück von überallher, die sollten nun die Arbeit machen. Das ging dann ein Weilchen gut, und ich widmete mich der Neurochirurgie. 1994 war die Mortalität dann um das Doppelte angestiegen; daraufhin hat der Direktor mich gezwungen, wieder die Chefstelle zu übernehmen, eigentlich gegen meinen Willen. Mit der Universität zusammen habe ich die Neurochirurgie als Facharzt-Ausbildung aufgebaut. Früher musste man, wenn man Neurochirurg werden wollte, ein Jahr nach Kolumbien gehen oder zwei Jah-

re in die USA. Du kannst dir vorstellen, was das für Neurochirurgen waren. Jetzt haben wir acht oder neun Neurochirurgen, die hier ausgebildet wurden und recht gut sind.

Durch den Wirbelsturm Mitch war ich zum Einsatz außerhalb von Managua mobilisiert, und in der Mobilisierung haben sie mich dann freundlicherweise aus dem Gesundheitsministerium entlassen. Tausend Ärzte von viertausend, die es gibt, wollten sie gerne loswerden, und das haben sie auch fast geschafft.

Wie siehst du heute dein Verhältnis zu dem, was dich damals so inspiriert hat bei den Sandinisten, von denen du gesagt hast, das waren alle einfache Leute, die ein Konzept, eine Vision hatten, die dann auch in einer Partei umgesetzt wurde? Du hast ja schon angedeutet, dass du da jetzt eine andere Bewertung hast...

Wir sind verraten und verkauft worden. Die Geldgier der oberen Zehntausend bei der *Frente* hat so überhand genommen, dass sie ihre Prinzipien verraten haben. Wenn du am 19. Juli auf die Versammlung gehst, findest du nach wie vor fünfzigtausend Menschen, von denen sind vierzigtausend frustriert. Trotzdem kommen sie auf den Platz. Das heißt, so ein geheimes Fünkchen von Hoffnung ist irgendwo noch vorhanden. Die *Frente* müsste das mobilisieren, sie müsste Projekte machen für die Leute. Aber sie machen nur Projekte für die oberen zehntausend in der *Frente*.

Gerade dieser Pakt zum Beispiel, das ist ein Machtgerangel, damit sie die Sachen, die sie sich in den neunziger Jahren, in der

berühmten *Piñata* unter den Nagel gerissen haben, nicht verlieren.

Es ist traurig, es ist ein absoluter Untergang. Ich finde, die *Frente* hat eine Jahrhundertchance unwiederbringlich verloren. Vielleicht ein bisschen überspitzt gesagt: Einer wie Chávez müsste hier aufstehen, den das Volk akzeptiert.

Also eine charismatische Person, die eine Vision oder ein Konzept hat. Ist das aber nicht eine Sache, die man vielleicht kollektiv oder gemeinsam entwickeln muss?

Dazu ist die politische Entwicklung des Landes nicht weit genug, aufgrund des *Caudillismo*. Der Zulauf, den der Ortega nach wie vor hat, zeigt doch, dass die Leute einen Führer suchen. Sie suchen nicht eine Gruppe, auch wenn die toll ist.

Nun ist die Frage, ob sich Caudillismo durch Caudillismo bekämpfen lässt. So wie ich das verstehe, gibt es hier eine Menge Leute, auch innerhalb der Frente, die sich diese kritischen Fragen stellen und die etwas bewegen wollen, die etwas verändern wollen. Ist das nicht eine Kraft, die es zu mobilisieren und zu einigen gilt?

Bei den Versammlungen der Sandinisten erwarte ich immer, dass solche Leute mal aufstehen und was machen. Aber da sehe ich nur Ausschluss. Da stehst du auf, machst was, und bist weg vom Fenster. Die Leute sind isoliert, und so kommt eine Gruppe überhaupt nicht zum Tragen. Leute wie Vilma Nuñez werden an den Rand gedrängt. Oder seinerzeit Ser-

gio Ramírez, der in seiner Verzweiflung klein anfängt und eine eigene Partei aufmacht, die am 19. Juli gerade mal zweitausend Leute auf den Platz der Revolution bringt, während es auf der anderen Seite sechzigtausend sind. Da kannst du nichts mehr machen.

Hast du denn noch eine Vision für dich, wie ein politisches Projekt aussehen könnte, das an den alten Motivationen aus den Siebzigern ansetzt, die du so plastisch geschildert hast?

Wenn mich heute jemand fragt, was ich hier mache, dann sag ich: Dasselbe, was ich vor 20 Jahren in Berlin gemacht habe. Ich mache Neurochirurgie, so gut ich's kann, und bin isoliert, wie ich's damals auch war. Die glücklichste Zeit meines Lebens war eigentlich Anfang der achtziger Jahre.

Ich weiß nicht, ob dir der Name Helmut Gollwitzer noch etwas sagt, den habe ich noch zu Lebzeiten in Berlin gesehen, und er fragte mich: „Wie geht's dir? Was machst du?“ Ich habe ihm dann ein bisschen erzählt, was ich so mache, in den achtziger Jahren, und da hat er mich umarmt und hat gesagt: „Mensch, guck mal, das ist genau das, was wir alle wollen! Was tun!“

Und heute, wenn ich ihn sehen würde, oh Gott! Da würde ich weinen.

Gab es irgendein Schlüsselerlebnis, wo sich diese anfängliche Sympathie, die du hattest, in diese mehr frustrierte Haltung gewandelt hat, oder war das ein langer Prozess?

Da gab es ein 1988 ein Schlüsselerlebnis, ich war immerhin

Chefarzt. Wir hatten die Mortalität gesenkt, statt 150 starben nur 90 Leute im Jahr, wir hatten die Ausbildung angeleiert. Und mir gefielen viele Dinge im Gesundheitswesen nicht. Ich war damals ein bisschen mit dem Außenminister Escoto befreundet; zu dem habe ich gesagt: „Wir müssen ein Treffen organisieren mit dem Direktor des Krankenhauses, der Ministerin des Gesundheitswesens, mit Ortega, mit dir und mit mir, und dann müssen wir diskutieren, was schief läuft.“ - „Ja“, sagte er, „das ist eine gute Idee. Du wirst das vertreten, was man an der Basis erlebt. Ich werde das mit Ortega besprechen.“ Und dann hat er mit Ortega, mit dem er sehr befreundet war, gesprochen, und Ortega sagte: „Sehr gute Idee! Wir treffen uns.“

Und dann habe ich nie wieder was davon gehört. Vierzehn Tage später habe ich den Escoto gefragt: „Sag mal, was ist los?“ „Ja“, sagt er, „Ortega hat Angst vor dem Treffen. Der kann sich mit Dora María und dem Direktor vom Krankenhaus nicht streiten.“

Stell dir das mal vor: Wenn der Chef der Politik so schwach ist, dass er nicht in der Lage ist, mal eine fremde Meinung anzuhören, um vielleicht mal etwas Produktives aus dieser Kritik zu lernen, dann ist die Sache wirklich beschissen. Das war für mich ein Riesen-Schlüsselerlebnis. Und genauso, wie ich diese Sache erlebt hab, habe ich die Politik dieser Leute erlebt. Das war ja eine der wesentlichen Schwächen des sandinistischen Systems. Wenn du etwas kritisiert hast, warst du Contra. Aber das war nicht so einfach, du warst nicht Contra, du wolltest etwas mitmachen,

du wolltest etwas besser machen.

Hast du jemals daran gedacht oder denkst du heute daran, in die Bundesrepublik zurückzugehen?

Also, diese Frage habe ich ja nun schon sehr, sehr oft gehört, und ich habe mir darauf eine hübsche Antwort zurechtgelegt, mit einem Dichter, der nun leider tot ist. Den habe ich mal in Berlin kennen gelernt. Er war aus dem Osten. Und der saß da vor uns mit seinen großen Füßen, in Sandalen, in seinen Jeans und seinem offenen Hemd saß er da, und dann hat ihn einer gefragt: „Wie fühlst du dich denn hier in der Bundesrepublik?“. Und er sagte: „Fremd. Ich fühle mich hier fremd. Und im Osten nicht mehr heimisch.“

So geht es mir auch. Ich fühle mich in Deutschland nicht mehr heimisch, und hier fühle mich nach wie vor fremd, trotz 20 Jahren.

Es ist mir noch wichtig zu sagen, dass es eine Organisation gibt, mit der ich zusammenarbeite, die hieß früher einmal „Luftbrücke Nicaragua“. Die Organisation schlief irgendwann ein und wurde dann aber wieder geweckt, weil die Medizin kommerzialisiert worden ist. Wenn zum Beispiel Leute eine Tomographie brauchen, die lebensnotwendig ist, aber 150 bis 250 Dollar kostet, gebe ich ihnen 100 Dollar aus diesem schrumpfenden, aber wichtigen Fonds. Oder wenn jemand ein zwei Flaschen Antibiotikum am Tag braucht, das 50 Dollar die Flasche kostet. Die Leute sterben, wenn man ihnen das nicht bezahlen kann. Weil diese Luftbrücke noch ein bisschen

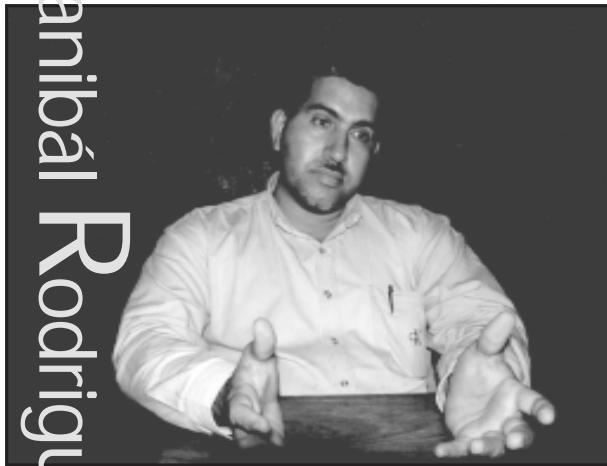
Geld, vielleicht 2000 Mark im Monat von gutwilligen Menschen kriegt, können wir noch ein bisschen helfen, wo es am nötigsten ist, bei den Armen und Allerärmsten.

Durch Mitch ist die Sache jetzt noch dramatischer geworden. Jetzt haben noch weniger Leute Geld, und noch mehr Leute kommen, die kostenlose Untersuchungen brauchen, wobei ich den Leuten allerdings immer sage, dass ein Drittel sie selbst bezahlen. Wenn du das nicht machst, dann hast du am nächsten Morgen eine Schlange von 200 Leuten hier, die alle denken, wir können ihnen helfen, und diese Gelder haben wir nicht.

Ich war jetzt mobilisiert in Granada, und da habe ich in den drei Monaten über zwanzig Leute getroffen, die gestorben wären, wenn man keine Tomographien gemacht hätte. Die hätten nirgendwo 200 Dollar aufgetrieben, wenn ich ihnen nicht 100 Dollar in die Hand gedrückt hätte. Und nur ein einziger von all diesen Leuten ist mit den 100 Dollar abgehauen. Da habe ich gedacht, ach Gott, wenn er sie aufisst, ist es auch nicht schlecht, dann braucht er es.

Hanibál Rodríguez

Hanibál Rodríguez



Hanibál Rodríguez

Hanibal Rodriguez war in den 80er Jahren Regionalsekretär der Landarbeitergewerkschaft und anschließend FSLN-Sekretär in den nördlichen von Contra-Operationen bedrohten Kriegsgebieten um Wiwili, konnte als einziger aus einem Hinterhalt entkommen, der fünf Menschen –darunter der deutsche Internationalist Bernd Koberstein- das Leben kostete und ist heute mit eigenen Hilfsprojekten engagiert.

Wo bist du während der Revolution gewesen, was hast du gemacht?

Hanibál: Während des Triumphes der Revolution im August 1979 war ich in Matagalpa. Tausende von Leuten nahmen an der Endphase des Aufstandes teil, darunter viele Jugendliche, um die Diktatur zu stürzen. Das war wahrscheinlich die grausamste Diktatur in ganz Lateinamerika. Danach ging in allen Teilen des Landes die Organisation der unterschiedlichsten Aktivitäten des Volkes los, die Organisation der Regierungsaufgaben, der Sicherheit, der Bevölkerung. In dieser Anfangsphase arbeitete ich mit den Bauern. Hier in Matagalpa war ich an der Gründung der Organisation, die sich später „Asociacion de Trabajadores del Campo“ (Landarbeitergewerkschaft) nannte, und an der Gründung der UNAG, der Kleinbauernvereinigung beteiligt. Wir gründeten Gewerkschaften auf den Landbetrieben, die später als sogenannte APP-Betriebe (volkseigener Sektor) staatlich

geführt wurden, und auf Betrieben mit privaten Grundeigentümern.

Wie bewertest du diese Arbeit heute?

Das war für mich eine wichtige Erfahrung und Lernphase. Ich war vorher nicht Gewerkschafter. Ich kam aus einer Bauernfamilie. Mein Wunsch war, meine Sache für die Leute gut zu machen, ohne dass ich Erfahrung hatte; Gewerkschaftsarbeit war in Nicaragua immer unterdrückt worden.

Woher kam die Überzeugung, dass es wichtig und richtig ist, sich in diesen Dingen zu engagieren?

Der Ursprung für die Entscheidung, mich in diese Bewegung zu integrieren, lag in den Jahren 1975/76. Da war ich noch ein Kind, und ich wollte bereits damals erreichen, dass das Land, die Studenten, die armen Leute die Freiheit bekämen, sich auszudrücken, dass es Gerechtigkeit, Gleichheit und Frieden gäbe. Diese Überzeugung

entwickelte sich bis zum Triumph der Revolution, wo ich dann aktiv dazu beitrug, dass die Leute unter anderen Bedingungen leben konnten, dass es Gleichheit gibt, dass man Einkommen hat, studieren kann, ein kleines Haus hat, dass eine Gesundheitsversorgung existiert.

Wer hat diese Überzeugungen angestoßen, das Elternhaus, die Kirche oder die Politik?

Bevor ich zur *Frente Sandinista* kam, war ich Mitglied der evangelischen Kirche. Wenngleich die evangelische Kirche in Nicaragua generell sehr konservativ gewesen war, hat sich in 1975 hierdurch doch das Gerechtigkeitsprinzip Ausdruck verschafft. Und es hat auch mit der Erziehung durch meine Eltern zu tun, in dem Sinne, immer die Rechte der anderen zu respektieren, andere Leute nicht rücksichtslos zu behandeln, den Menschen, die am meisten verwundbar sind, gerecht gegenüber zu treten. Es war also die Kombination dieser drei Ursachen, glaube ich,

Hanibál Rodríguez

Hanibál Rodríguez

die mir ein Wertesystem verschafft haben, das ich in der Praxis anwenden konnte und durch Lektüre von Büchern anreicherte. In jener Zeit verschaffte man sich durch das Lesen von Büchern einen Zusammenhang über die Bedeutung sozialer Gerechtigkeit. Diese Überzeugung wuchs, bis sie zu einem Dogma wurde, das zu manchen Gelegenheiten Gutes brachte, in anderen Situationen aber nicht immer das Beste war. Denn die Dogmen hindern uns oft daran, die Realität zu sehen, sie zu interpretieren und zu ihrer Veränderung beizutragen. Die Wirklichkeit ist keine Ansammlung von Dogmen, sondern ein Gefüge von ständig entstehenden und sich verändernden Dingen.

Wann spürtest Du zum ersten mal, dass die Dogmen auftreten?

Am eigenen Leib spürte ich das, als die Leitungsebene der FSLN ihr Versprechen gegenüber einem Bauern, den ich vertrat und der für Landzugang kämpfte, nicht einhielt. Ich intervenierte, dass man den Bauern nicht schlecht behandeln sollte, man hätte ihm schließlich Zusagen gemacht; ich beschwerte mich und da sagten sie mir, dass mir der Respekt gegenüber der Leitung fehle. Ein Dogma war also, dass eine Leitungsstruktur unfehlbar sei und nicht kritisiert werden dürfe. Man verliert die Perspektive, dass sich Menschen irren können, und wenn man sie nicht darauf hinweisen darf, machen sie sogar dauerhafte Fehler. Bis hin dazu dass man sogar die Fähigkeit verliert, die Realität zu erkennen. Besonders als es um die Umsiedlung der Bauern ging; erst dadurch konnte sich die Konterrevoluti-

on entwickeln.

Seit wann bist du Frente-Mitglied?

Mitglied der *Frente* bin ich seit 1976. Dreiundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Jetzt bin ich 38, damals war ich fünfzehn Jahre alt.

Danach arbeitete ich weiter in den FSLN-Strukturen als Gewerkschaftsführer für lange Zeit. Zusammen mit vielen Männern und Frauen aus der gleichen Generation habe ich ein bißchen beigetragen wie ein Korn im Sand, die Gewerkschaftsbewegung auf dem Land in der Region Matagalpa und Jinotega voranzubringen. Bis 1985 habe ich in der Gewerkschaft ATC in der Regionalen Leitung gearbeitet. Oktober 1985 wurde mir der Posten als FSLN - Politsekretär für Wiwili angeboten. Das liegt vierzig Kilometer nördlich von Matagalpa, an der Grenze zu Honduras. Ich verstand dies als große Aufgabe für die Revolution und mit dem Wunsch, meinen Beitrag zu leisten, und dahinzugehen wohin die Revolution mich schickt, habe ich den Posten mit der größten Bereitschaft angenommen; mit großem Interesse, ein Problem zu lösen, was sehr schwierig war: das Abwandern der Bauernschaft und ihre Beteiligung bei der Contra. Meine Aufgabe war es, dieses Problem anzugehen.

Im Nachhinein und mit dem Ergebnis der Wahlen 1990 vor Augen kann ich sagen, ich habe eine erfolgreiche Arbeit gemacht; in vielen Städten hat die FSLN verloren, in Wiwili nicht. In Wiwili hat die FSLN 1990 die Wahlen gewonnen, und das hat mit vielen Dingen zu tun. Sicher auch mit anderen Ereignissen,

auch mit der Arbeit, die unsere Vorgänger geleistet haben, auch mit der Fähigkeit der verschiedenen Akteure, Übereinkünfte zu erzielen, eine korrekte Arbeit zu leisten, zu verstehen, dass die Bauern nicht mehr wie Tiere, sondern wie menschliche Wesen leben sollen, dass sie denken, Bedürfnisse haben, dass die Bauernfamilien andere Werte besitzen als die städtischen, dass es Gründe für ihre Zusammenarbeit mit der Contra gab, denn sie wurden oft zu den Waffen gezwungen. So ging es auch darum, dass zu verstehen, denn es war für sie die einzige Alternative, sonst wären sie getötet worden. Einige haben auch aus Überzeugung mitgemacht. Manche haben sich der Contra angeschlossen aus Unzufriedenheit mit der Wirtschaftspolitik des Landes, mit dem Militärdienst; damit, dass gegen ihre religiöse Überzeugung, gegen ihren Glauben an Gott gehandelt wurde. Andere wurden getäuscht. Das alles spielte zusammen, damit die Kampagne vom Ausland, die Propaganda, auf einen guten Nährboden fiel. Als der Krieg 1990 aufhörte, hatte die Mehrheit der Bauern, die sich der Contra angeschlossen hatten, nichts mit der ehemaligen *Guardia Nacional*, der somozistischen Nationalgarde zu tun. Ich glaube, das war der Ausdruck der Bauern gegen die Macht. Auch wenn die Revolution 1988 militärisch dieses Problem gelöst hatte, hatte sie es ideologisch nicht zu ihren Gunsten entschieden, und das sah man dann am Wahlergebnis. In Wiwili war das anders: Da gab es tote Frauen, Arme, Bauern, getötet durch die Contra, außerdem wurde man Zeuge der Verwüstungen durch die Truppen. Da brauchte es eine sehr starke Rolle als

Vertreter der *Frente*, um durchzusetzen, dass diese Dinge korrigiert wurden; und wenn Bauern ungerecht behandelt wurden, sollten sie entschädigt werden. Als die Contra in Wiwili Bernhard Koberstein und Eylin Levraz ermordete, waren wir zusammen unterwegs mit vierzehn Personen. Und obwohl sie sich ergeben hatten, sind sie getötet worden. Diesen Situationen waren wir ausgesetzt, und der unerbittliche Charakter dieses Krieges wurde deutlich. Der kaltblütige Charakter der Contra zeigte sich auch darin, dass Bernhard gemäß einer Absprache immer unbewaffnet war und trotzdem kaltblütig umgebracht wurde. Viele Freunde von mir sind dort gestorben. Jetzt bei diesem Interview gibt es mich immer noch, obwohl sie mich sechs mal aufgesucht hatten, während andere ihr Leben verloren haben. So war ich 1988 Sekretär der *Frente* in Wiwili. Anschließend veränderte die *Frente* ihre Organisation, sie schuf eine sogenannte „Nordleitung“. Der Norden wurde zum wichtigsten Territorium, um dem Aggressionskrieg zu begegnen, der durch die US-Regierung finanziert wurde. Diese Nordleitung wurde von den Gemeinden Wiwili, Pantasma, El Cua, Bocay und zwei Gebieten von Jinotega namens Asturias und Abessinia gebildet. Ich übernahm die Aufgabe als Politsekretär dieser Region. Hier arbeitete ich mit den Bauern nach der gleichen Philosophie wie in Wiwili. Die *campesinos* waren mehrheitlich Kleinbauern mit Individualtitel, insgesamt ca. 120 000 Personen, wenn ich mich richtig erinnere. Kooperativen gab es sehr wenige, die Produktionskooperativen waren die Inseln der Militärverteidigung. Viele Bauern ha-

ben in der Verteidigung ihres Territoriums ihr Leben gelassen, andere waren kriegsversehrt, verloren wertvolle Teile ihres Körpers. Zwar produzierten diese Kooperativen auch, befanden sich aber in einer schwierigen Situation. Sie waren gleichzeitig Bauer und Militär, eine sehr komplizierte Doppelrolle. Diese Kooperativen befanden sich in einer wirtschaftlich sehr schlechten Lage, schwach und ruinös. Sie überlebten nur durch Subventionen, durch Schenkungen, sie waren nicht autark.

Wo befandest du dich 1990?

1990 war ich immer noch in dieser Position, um die Dinge in Wiwili, Pantasma, Abissinia, Asturias und El Cua Bocay zu flicken. Ich hatte das Gefühl, dass wir in Wiwili die Wahlen gewinnen werden und den Eindruck, dass wir in diesen anderen Orten Probleme kriegen werden. Wir hatten aber den Wunsch, dass wir es auch dort schaffen. In der Nacht zum 25. Februar 1990 war ich also am Posten in Pantasma, um 11 Uhr Nachts hörte ich die Nachrichten über Radio, um 3 Uhr morgens riefen sie mich vom Regionalkomitee der *Frente* an mit der Mitteilung, dass einige Resultate darauf hinwiesen, dass die *Frente* die Wahlen verloren hat. Ohne es richtig zu begreifen, habe ich mich sofort auf den Weg nach Matagalpa gemacht. Ab ein Uhr morgens habe ich mit den *compañeros* darüber geredet, wie das zu erklären sei. Die Möglichkeit, die Wahlen zu gewinnen, war real, aber es war auch einkalkuliert, die Wahlen zu verlieren. Das war ja das Konzept, was die Revolution vertreten hatte: Gemischte Wirtschaft, politischer Pluralismus; und jetzt

muss man auch die Verantwortung für das Ergebnis tragen. Nein, meinten andere, jetzt müsse man sich erheben und verhindern, dass die Bourgeoisie an die Macht zurückkehrt und die Gringos wiederkommen - aber das war eine sehr strikte und wenig realistische Denkweise.

Ich erklärte den *compañeros* eine Antwort auf die Umstände. Gut, zwar sind die Wahlen verloren, aber nicht die Revolution. Und als ich um sechs Uhr in Matagalpa war, war das die Antwort, die Regierung war verloren, aber nicht die Revolution. Ich glaube, es ist zu kategorisch die Revolution verloren zu geben. Nach einer Antwort suche ich immer noch. Bekräftigen, dass die Revolution lebt, das ist eine Antwort, die ich immer noch für mich selbst gebe.

Nach 1990 in der Übergangszeit war ich FSLN - Politsekretär im Departement Jinotega. Bei den anschließenden Wahlen für die Departementstrukturen der FSLN in Matagalpa wurde ich gewählt, mit Genugtuung und Freude für die Anerkennung, die die Leute mir und anderen zukommen ließen. Ich erhielt die meisten Stimmen. Ich hatte einige Widersprüche zu den anderen Genossen, wie die Sachen gemacht werden sollten.

Ab 1990 machte ich mit meinem Studium weiter. Auf der Straße kannten mich jede Menge Leute, Sandinisten, das kann ich mit allem Stolz, aller Genugtuung sagen. Ich ging mit einer Abfindung von 500 Dollar. Mein Vater war sehr alt, er hatte mir als Jugendlicher beigebracht hart zu arbeiten. Was konnte ich, als die Revo-

Hanibál Rodríguez

lution verloren ging? Ich konnte auf einer Landfinca arbeiten und Auto fahren, denn Politsekretär sein ist keine Berufsausbildung. Wer gibt dir einen Pfennig für einen Politiker oder einen, dessen Partei die Wahlen verloren hat? - der ist nichts wert.

1990 setzte ich meine Studien fort, um Optionen und Hilfsmittel für meine Arbeit zu erhalten. Außerdem wollte ich einige Zeit haben, um mich wieder meiner Familie - das waren damals meine Frau, meine Kinder, mein Papa und meine Brüder - zu widmen. Ohne aufzuhören, eine politische Verpflichtung gegenüber meinen Mitmenschen zu sehen, aber nicht mehr mit der ganz aktiven Mitgliedschaft. Ich studierte bis 1994 Wirtschaftswissenschaft, hatte dann ein paar kleinere Wirtschaftsaktivitäten, die sich aber schwierig gestalteten. Die Verbindung zu den *Frente*-strukturen habe ich verloren. 1993/94 gab es Bemühungen für einen Politikwechsel in der *Frente*. Ich gehörte zu einer Gruppe von Leuten aus Managua und Matagalpa, die dieses Ziel hatten. Wir nannten uns *Movimiento de Renovación* (= *MRS Erneuerungsbewegung der Frente*). Einige Zeit später optierte die Gruppe für eine Bewegung außerhalb der *Frente*, eine Entscheidung die ich persönlich nicht teilte. Auch wenn sich die Spielräume in der *Frente* nicht vergrößerten und einige Führer unpassende Methoden für die politische Debatte anwendeten, so glaube ich doch, dass die Fahne der Erneuerung der *Frente* nicht außerhalb gehisst werden sollte. Und man sollte den Leuten zeigen, dass es in der *Frente* den Willen zur Erneuerung gibt. Ich hatte die Gelegenheit, mit Dr. Ramirez¹ zu sprechen,

sicherlich ein intelligenter und ehrlicher Politiker für Nicaragua, aber ich musste ihn fragen, wohin geht diese Reise noch? Er antwortete mir, Hanibal, diese Vorhersage kann ich dir noch nicht machen. Er arbeitete in dieser Bewegung außerhalb der FSLN. Ich arbeitete innerhalb der *Frente* für den Wandel, trennte mich von dem MRS, denn das war ihre berechnete und legitime Entscheidung, während ich meine Standpunkte innerhalb vertrat, um eine brauchbare politische Alternative für dieses Land, nicht nur für die Sandinisten zu entwickeln.

Seit 1991 bin ich in der evangelischen Kirche. Auch wenn es schwer zu erklären ist, so gehört es doch hierhin, weil wir über Erfahrungen reden. Ein wichtiger Moment in meinem Leben war der Tag, als ich mich der *Frente* anschloss, ein anderer wichtiger Tag war, als ich mich entschied, am Leben der evangelischen Christen teilzunehmen. Das war im Juli 1991. Es ist schwer zu verstehen, zum einen, weil viele Menschen nicht an Gott glauben, zum anderen, weil sie sich fragen, wie ein harter Sandinist zur Kirche überlaufen kann. Meine *compañeros* in der *Frente* haben das als schlecht, als konservativ, reaktionär betrachtet. Ich bin also zur Kirche und habe meinen Glauben praktiziert, also auch Gott für die Dinge, die ich unglücklicherweise irrtümlich begangen hatte, um Vergebung gebeten. Ich wollte zu Gott zurückkehren in einer Situation, die für mich persönlich sehr dringend war. Was das bedeutete kannst du vielleicht nicht nachempfinden, ich will, dass es sehr ernst genommen wird. Mein Kind war asthmatisch; an dem Tag, als ich mich für die Kirche entschied, hatte

der Arzt dieses Kind schon aufgegeben. Das Kind sagte, dass es nicht mehr atmen könne, es war apathisch und wollte sterben. Ich lief zu den Ärzten, weil das Kind in meinen Armen zu sterben drohte. Auf dem Rückweg weinte ich und fiel zuhause auf die Knie, „Gott verzeihe mir, wenn ich Fehler begangen habe, strafe mich, aber nicht mein Kind. Wenn du mein Kind rettest, kehre ich in deine Familie zurück“, und Gott hat mein Kind gerettet, ich kehrte zu ihm zurück. Heute habe ich meine politischen Überzeugungen, aber der Gottesglaube bleibt. Das war die wichtigste Entscheidung meines Lebens. Danach arbeitete ich in einer einfachen evangelikalen Ortsgemeinde als Kirchenführer. An diesem Ort lassen sich konkrete Dinge tun für die Leute, die kein Sprachrohr haben, wenn man eine richtige christliche Überzeugung hat. Wenn die Leute anfangen, Gott zu erkennen, entwickeln sie auch ein soziales Gefühl. Danach beendete ich mein Studium, machte den *postgrade* in Landwirtschaft und gründete zusammen mit meiner Frau eine Beratungsstelle, die besonders für die Bauern angelegt war, für Kooperativen und Einzelbauern. Wir unterscheiden zwischen jemandem, der mit Geld zu uns kommt, dann zahlt er für unsere Beratungen oder ein Gutachten, aber wenn eine Gruppe mit finanziellen Schwierigkeiten kommt und ein Gutachten braucht, wieso sollten wir sie dafür bezahlen lassen? Um euch ein Beispiel zu geben: Da sind entlassene Soldaten, die nach einer Überlebensalternative suchen. Dann helfen wir ihnen, ihre Ideen formulieren, damit sie vor einer Unterstützungsorganisation präsentiert werden

können. Das ist in etwa unsere Philosophie.

Von den Träumen der Revolution 1979, was ist davon geblieben, worin drücken sie sich heute für dich aus?

Ich glaube, der Wunsch nach Veränderungen ist in der Welt und besonders in den armen Ländern sehr groß. Umgekehrt sind eine Menge Menschen nicht davon überzeugt, dass es Veränderungen geben muss. Für sie ist die Welt klein, sie besteht nur aus Luxusgegenständen, obwohl Tausende jeden Tag an Hunger sterben. Für mich gibt es genug Gründe für große soziale Veränderungen. Es gibt Leute ohne Essen, ohne Schule, ohne würdige Unterkunft, ohne Gesundheitsversorgung, Leute in großen Schwierigkeiten. Die Bauern müssen Wald vernichten, die Frauen prostituieren sich, einige fühlen sich gezwungen zu rauben, Straßenkinder schnüffeln Klebstoff. Solange diese Probleme nicht gelöst sind, gibt es soziale Kämpfe. Die sozialen Bewegungen werden weiter existieren, aber die Revolution in der Sichtweise eines Modells oder einer Regierungsform ist gestorben, zu Ende. Es gibt verschiedene Wege die Dinge umzuwälzen. Hugo Chávez in Venezuela will eine demokratische Revolution machen und hat die Unterstützung von Tausenden, von Millionen Armen in dieser sozialen Bewegung. In den Herzen der Menschen – auch derer, die politische Optionen wählen, welche nicht immer ihren eigenen Interessen entsprechen – gibt es den Wunsch nach Veränderung, denn sie sind arm, und die Armen haben letztlich gemeinsame Probleme. Die Revolution aus der Pers-

pektive der Macht ist vorbei. Aber es gibt andere Ausdrücke. Meiner Meinung nach ist die soziale Bewegung Nicaraguas heftig betrogen worden. Da ist das Trauma: wenn man einmal an der Regierung war und plötzlich rausfliegt. Wenn der Honig der Macht nicht mehr da ist, werden wir als Mann und Frau auf das reduziert, was wir eigentlich sind, mit Egoismen und Bedürfnissen, mit individuellem Streben. Diese aufbrechenden Widersprüche können zum Guten, manchmal auch zum Bösen führen. In Nicaragua ist die größte soziale Bewegung, die der sandinistischen Organisationen, ohnmächtig, weil die Leute Angst haben, denn die Organisationen sind diskreditiert. Ihre politische Glaubwürdigkeit ist erodiert, denn viele ihrer Führer sind in unangenehme Dinge verwickelt. Mit anderen Worten: Die größte politische Kraft des Landes ist mit internen Zänkereien gebunden, konstant in inneren Widersprüchen. Ich teile die Anschauung, dass die soziale Bewegung – und mit ihr das soziale Anliegen – breiter ist als die FSLN. Nicht nur die FSLN muß ihr Ausdruck sein. Heute gibt es ein großes Misstrauen. Bis jetzt hat es noch keine Möglichkeit gegeben, dass die soziale Bewegung sich wieder vereinen. Nach meiner Meinung ist das zur Zeit noch schwierig, denn solange die *Frente Sandinista* sich nicht mit ganzer Kraft reorganisiert, ist das undenkbar. Hier in Nicaragua ist der wichtigste Exponent der sozialen Bewegung trotz aller Probleme immer noch die FSLN; es gibt zwar noch andere, aber gegen die FSLN wird alles noch viel schwieriger. Unklar ist mir auch, wie das gehen kann, das sage ich ganz ehrlich. Einige

sagen, man muß kämpfen, andere sagen, man muß wieder auf die Strasse gehen und Barrikaden bauen, und das unter schwierigen Bedingungen, ohne Essen, aber ich teile diese Meinung nicht. Ich bin damit einverstanden etwas zu tun, aber nicht mit dem Weg und der Richtung. Es müssen noch viele Gespräche geführt werden, damit die soziale Bewegung sich auf einheitliche Vorschläge einigen. Viele *compañeros* in der FSLN vollbringen große Anstrengungen für eine Reorganisation. Die FSLN von heute ist jedenfalls nicht die, die 1979 die Macht ergriffen hatte, noch die, die in den 80ern regiert und 1990 die Wahlen verloren hatte.

¹ Sergio Ramirez war sandinistischer Vizepräsident in den 80er Jahren und gründete in den 90er Jahren mit anderen Frente-DissidentInnen eine sozialdemokratische Opposition zur FSLN

Enrique Rodríguez



Vilma Nuñez

Vilma ist die Vorsitzende des nicaraguanischen Menschenrechtsvereins CENIDH, mit der das Informationsbüro stets in engem Kontakt stand. Dieses Jahr (2003) wurde sie mit dem Shalom-Menschenrechtspreis ausgezeichnet. Sie ist nach wie vor Mitglied der Frente Sandinista, auch wenn sie oft genug an dessen verhärteten Strukturen fast verzweifelt.

Vilma: Das Problem bei solchen Selbstdarstellungen ist, dass Menschen dazu neigen, hervorzuheben, wie wichtig ihre eigene Rolle in der Revolution war. Sie rechnen sich alle Verdienste an, sie glauben, dass sie selbst diejenigen waren, die die Revolution möglich gemacht haben, und unterschätzen dabei die Rolle der anderen. Ich glaube, das passiert sehr vielen. Das habe ich in der Erklärung von Humberto Ortega gesehen, und das sehe ich auch in gewisser Weise im Buch von Sergio Ramírez „Adios Muchachos“. Das ist das Problem, das ich sehe, und auch das Bemühen, sich die Hände in Unschuld zu waschen und die eigene Verantwortung nicht zu übernehmen. Aber gut, mit dieser Einschränkung bin ich bereit.

Unsere Absicht ist, von eigenen, individuellen Motiven zu sprechen und nicht von politischen Programmen, denn von denen wird immer gesprochen und sie sind hinreichend bekannt. Wir wollen vielmehr persönliche Zeugnisse, aber wir sind deiner Meinung: Es geht nicht darum, dass sich Führungspersonlichkeiten präsentieren oder ihre Hände in Unschuld waschen. Nun gut, lass uns zu Beginn darüber sprechen, wie alles für dich anfang. Welche waren deine persönlichen Motive, aufgrund derer du dich dazu entschlossen hast, dich dem sandinistischen Projekt anzuschließen?

Ich glaube, das war ein Prozess in meinem persönlichen Leben.

Wenn man ein mehr oder weniger authentisches Leben lebt, ist das keine Entscheidung, die man von einem Tag auf den anderen fällt, sondern ein Prozess. Er hat damit zu tun, dass ich immer eine politische Frau gewesen bin. Und ich war von Kind auf von einer sehr klaren Haltung gegen die Somozadiktatur beeinflusst. Ich stamme aus Chontales, einem Dorf im Zentrum des Landes, und mein Vater war eine sehr bekannte antisomozistische Führungspersonlichkeit, Mitglied der konservativen Partei, die zu dieser Zeit die Oppositionspartei gegen Somoza war. Ich erinnere mich daran, dass jedes mal, wenn es eine Aktion gegen Somoza gab, das erste mal, an das ich mich erinnere, war ungefähr Mitte der

40er Jahre, bevor mein Vater starb, jedes mal, wenn es ein politisches Problem gab, haben sie meinen Vater von zu Hause abgeholt. Ich habe also von sehr klein auf die Schläge der Guardia¹ an der Tür internalisiert und lernen müssen, nach Möglichkeiten zu suchen, wie man dem Gefangenen Essen ins Volksgefängnis bringen kann. Aus diesem Grund habe ich vielleicht unbewusst eine vollkommen antisomozistische Position eingenommen.

Später, glaube ich, gab es noch einen anderen Grund, der mir in einem früheren Abschnitt meines Lebens nicht bewusst war. Ich bin ein außereheliches Kind, und das Dorf, in dem ich lebte, ist ein wirklich sehr konservatives Dorf. Mein Vater war ein einflussreicher Mann, weil er der wichtigste Kleinproduzent des Ortes war. Er wollte eine normale, förmliche Familie. Irgendwann bemerkte ich, dass meine beiden Brüder und ich eine Reihe anderer Behandlungen erlebten, die ich aber nicht verstand. Erst später wurde mir klar, dass es die Diskriminierung aufgrund des Einflusses der legalen Familie meines Vaters war. Hier hat meine Mutter einen großen Einfluss ausgeübt, die immer versucht hat, uns vor diesem Ambiente zu schützen, und die in uns ein sehr solides Selbstwertgefühl entwickelt hat.

Als ich die Grundschule in der öffentlichen Schule im Dorf abgeschlossen habe, bin ich zur weiterführenden Schule nach Managua geschickt worden. Ich wollte eigentlich auf die Klosterschule gehen, die meine Freundinnen aus dem Dorf besuchten. Aber sie haben mich an dieser Schule nicht aufgenommen, weil dort nur eheli-

che Töchter akzeptiert wurden. Ich wurde also auf eine andere Schule geschickt. Damals war ich vierzehn Jahre alt, und zu diesem Zeitpunkt wurde ich mir bewusst über einen den Hintergrund von einigen Dingen, die ich erlebt hatte. Und auf diese Weise habe ich unbewusst, ohne dass ich es selbst bemerkt habe, dieses Klassengefühl entwickelt und den Wunsch, gegen eigene Diskriminierung anzukämpfen.

So verging die Zeit, und meine Mutter sagte uns immer: Ihr seid etwas wert, ihr könnt etwas. Wir waren immer die besten Schüler der Schule. So bin ich 1958 auf die Universität gekommen, und mit meinem antisomozistischen Gefühl und meiner gewachsenen Sensibilität für Diskriminierungssituationen, die ich von klein auf erlebt habe, habe ich an der Universität sofort eine bestimmte Position eingenommen. Zur schönsten Zeit in meinem Studienleben gehörte die Zeit, als für die Autonomie der Universität gekämpft wurde. Es begannen sehr heftige Kämpfe von Studenten gegen die Diktatur, und ich habe mich augenblicklich der Studentenbewegung angeschlossen. Ich war die einzige Frau in einer Gruppe von Studenten, die das erste Komitee für die Befreiung der politischen Gefangenen der Universität organisiert haben. Somoza war einige Jahre zuvor umgebracht worden, und der Student Tomás Borge und zwei Professoren waren im Gefängnis, um Somoza zu rächen. Das war unsere erste Aktion, dieses Komitee zu gründen. Ich habe an der Demonstration vom 23. Juli teilgenommen, bei der die Guardia vier Studenten getötet und hundert verletzt hat. Mir ist nichts passiert, obwohl ich mit einer Fahne vorne-

weg gegangen bin - wir Frauen sind immer vorne gegangen. Ich bin Überlebende des Massakers vom 23. Juli und Mitglied dieser Generation, die sich organisierte, um Möglichkeiten zu suchen, die Volkskämpfe zu unterstützen. Es gab zu dieser Zeit an der Universität einen antisomozistischen Kampf, der sich mit dem Volk identifizierte, aber es war kein ideologischer Kampf. Es gab nichts dergleichen.

Als ich mein Universitätsstudium beendete, in dessen Verlauf ich an den studentischen Kämpfen teilgenommen hatte, haben mich die Freunde meines Vaters aus der konservativen Partei aufgesucht, und ich habe mich ihnen angeschlossen. Ich war eine herausragende Studentin, mit einer Vision durch meine Teilnahme an den studentischen Kämpfen, deshalb war es für die Mitglieder der konservativen Partei logisch: Dieses Mädchen muss sich der konservativen Partei anschließen. Die FSLN war zu dem Zeitpunkt noch nicht gegründet worden. Mehr aus Identifikation mit meinem Vater als aufgrund einer ideologischen Analyse wurde ich Mitglied in der konservativen Partei, bis ich ungefähr 1972 formal meinen Austritt aus der Partei erklären musste, nachdem der oberste Führer der konservativen Partei einen Pakt mit Somoza unterzeichnete. Dadurch weiß ich, was die Pakte bedeuten: Sie bedeuten Verat.

Ich habe mich im Strafrecht spezialisiert, und einer meiner Grundsätze war, dass ich jeden politisch Verfolgten gleich welcher Partei kostenlos verteidigen würde, ohne auch nur einen Pfennig zu kassieren. Bei

Vilma Nuñez

dieser Arbeit, ohne Bezahlung politische Gefangene zu verteidigen, fand auch mein erster Kontakt zur FSLN statt, ohne dass es mir bewusst war. Ich habe einige Anführer einer Landbesetzung in den indigenen Gemeinden verteidigt, wo es einen Toten und sehr schwerwiegende Probleme gegeben hatte. Man suchte mich also auf, damit ich die Verteidigung übernehme. Ich habe sie verteidigt und sie freibekommen, ohne auch nur einen Pfennig dafür zu bekommen. Das war bereits im Jahr 1975, und ich glaube, das war eine der ersten Aktionen, die die Frente Sandinista angestoßen hatte, ohne dass ich selbst allerdings davon wusste.

Als ich an der Universität war, wohnte ich gegenüber von der Freundin Carlos Fonsecas. Ich habe Carlos Fonseca persönlich kennen gelernt, ich war mit ihm befreundet. Er lud uns zu Treffen ein. Er redete dort nicht klar und offen mit uns über die Frente Sandinista; mir fiel aber auf, dass er die traditionellen politischen Parteien sehr kritisierte. Ich hätte Teil der Gründungsgruppe der FSLN sein können, aber ich habe mich nie auf diese klandestinen Dinge eingelassen. Nicht, weil sie mich nicht angezogen hätten, sondern, um meine Mutter nicht zu enttäuschen. Meine Mutter hat unglaublich gelitten, zum Beispiel am 23. Juli, als die Guardia mich hätte töten können. Und wenn ich mir vorstellte, dass sie denken könnte, dass ich nach all der Anstrengung, nachdem sie so viel gekämpft hatte, einfach in die Berge ginge... das ging einfach nicht.

Nach diesem ersten Kontakt, bei dem ich nicht wusste, dass

es die FSLN war, haben mir einige Leute erzählt, um wen es sich gehandelt hatte. Und sie haben mich um eine finanzielle Kollaboration gebeten. Ich hatte nie Geld, aber ich gab trotzdem eine finanzielle Unterstützung, die aber recht unbedeutend war. Mein Beitrag bis 1975 war lediglich ein finanzieller und die juristische Verteidigung der Gefangenen. 1975 schlug mir ein Genosse, der später umgebracht worden ist, die Möglichkeit vor, Mitglied der FSLN zu werden. Die Form, die er vorschlug, war, dass ich quasi offiziell die Verteidigerin der gefangenen SandinistInnen werden sollte. Das war immer der Inhalt meiner Arbeit, so bin ich zur FSLN gekommen, nachdem ich bereits von ihrer Existenz wusste. Ich fühlte mich trotzdem nicht als „Militante“ der FSLN, sondern als Kollaborateurin, die eine spezifische Arbeit für die FSLN verrichtete. Ich habe diese Einladung bewusst angenommen, weil mir bereits klar geworden war, dass es wahr war, was Carlos Fonseca uns sagte über die historischen Parallelen, dass die traditionellen Parteien das Problem nicht lösen, dass sie sich nur gegenseitig ablösen wollen. Ich hatte die ideologische Frage schon sehr viel klarer. So habe ich mich der FSLN angeschlossen, bis man mich ungefähr 1977 – ich weiß die Daten noch relativ genau, weil es kurz nach dem Tod meiner Mutter war – zu der Zeit der Besetzung von San Carlos, bat, einen Beitrag zu leisten, der über die Verteidigung der Genossen hinausgeht. Ich sollte zum Beispiel Nachrichten entgegennehmen und Möglichkeiten finden, sie weiterzuleiten. Das habe ich bis zum Ende des Jahres 1977 gemacht. Dann sagte man mir, dass nun der

Aufstand bald beginnen würde, da wurde ich in eher militärische Aktivitäten einbezogen. Ich selbst habe nie eine Waffe benutzt, aber mein Haus war Sicherheitshaus der Leitung der Westfront. Ich habe direkt mit **Rigoberto López Pérez**² zusammengearbeitet. Und aus diesem Grund wurde immer gesagt, dass in meinem Haus keine Waffen versteckt werden dürfen, weil es ein Haus war, in dem die Guardia nichts finden dürfte, wenn sie kämen. Außerdem hatte ich in León, wo ich arbeitete, eine gute Deckung. In León konnte sich niemand vorstellen, dass ich mit der FSLN zusammenarbeitete. Ich war immer eine Konservative gewesen, ich hatte einen professionellen Status.

Ich wusste nicht, dass mein Mann schon vor mir begonnen hatte, mit der FSLN zusammenzuarbeiten. Ich bemerkte es eines Tages, ungefähr 1976, als ich in die Zahnarztpraxis kam und ich ihn wegen irgendetwas sprechen wollte. Er hatte eine Patientin auf dem Stuhl, und auf dem Schreibtisch entdeckte ich eine Pistole. Und ich fragte: „Was macht diese Pistole hier?“. Und er sagte: „Nein, nein, es ist nichts, lass sie einfach liegen.“ Es war also so, dass diese Frau, die er da behandelte, von den Bergen heruntergekommen war. Es war eine Kommandantin, die auch bei dem Überfall auf das Haus von Chema Castillo³ dabei gewesen war. Also, er kollaborierte bereits auf dieser Ebene mit den Guerrilleros aufgrund seiner Beziehungen an der Universität.

Mein Einstieg fing auf einer anderen Seite an, es war nicht die gleiche Seite wie bei ihm. Mein Haus wurde zum Sicherheitshaus, und ich wurde praktisch

Vilma Nuñez

die offizielle Fahrerin von Joaquín Cuadra, der damals der Chef der inneren Front war. Ich war die einzige, die ihn von Managua nach León und zurück brachte, wenn er dort Versammlungen hatte. Ich war auch die Fahrerin von Oscar Pérez Cazar, der die Ostfront anführte. Und diese Fahrten mit Oscar Pérez Cazar retteten mir - ganz im Gegensatz zu den Fahrten mit Joaquín Cuadra - das Leben.. Manchmal erinnere ich Joaquín daran, und dann lacht er. Wenn Joaquín ins Auto stieg war er auf der Stelle eingeschlafen, ich schätze, wegen der Übermüdung. Wenn aber Oscar Pérez Cazar ins Auto stieg, begann er mit mir zu reden. Ich glaube, er wollte versuchen, bei mir noch mehr politisches Bewusstsein zu schaffen. Aber gleichzeitig hat er mir Mechanismen beigebracht, wie man mit einem Verhör umgehen kann, wie man sich verteidigen kann, wenn man gefangen genommen wird, was man sagen kann und was nicht.. Das erste war, alles zu verleugnen. Aber wenn du nicht mehr verleugnen konntest, weil sie schon Beweismaterial bei dir gefunden hatten, musstest du eine glaubwürdige Geschichte erfinden. Du konntest compañeros erwähnen, für die dies kein Risiko bedeutete, aber niemals jemanden erwähnen, der dadurch in Gefahr gebracht würde. Eine Reihe von Taktiken, von denen ich nie gedacht hatte, dass ich sie anwenden müsse, die mir sehr theoretisch erschienen waren. Trotzdem, als ich 1979 ins Gefängnis kam, habe ich praktisch die Strategie angewandt, die mir Oscar Pérez Cazar beigebracht hat, und es hat funktioniert. Zu dem Zeitpunkt war mein Rechtsanwaltsbüro nur noch etwas

wie eine Fassade, ich war die ganze Zeit mit der Unterstützungsarbeit für die compañeros beschäftigt. Meine Aufgabe war es, sichere Häuser zu suchen, Unterstützung im Kleinbürgertum von León zu suchen und solche Dinge.

Aber weil ein Genosse am Tag vor meiner Verhaftung eine Kiste mit Waffen in mein Haus gebracht, weil er Angst bekommen hatte und nicht wusste, wo er sie sonst aufbewahren sollte. Und auch ich hatte an dem Nachmittag keinen anderen Ort mehr gefunden, wo ich sie hätte hinbringen können. Also fanden die Guardia in meinem Haus diese Kiste mit Waffen, und sie fanden die Maschinenpistole von Oscar Pérez Cazar. Oscar Pérez Cazar hatten sie vierzehn Tage vorher gefangen und getötet. Man hatte mir gesagt, ich solle diese Waffe aufbewahren, ohne mir zu sagen wofür. Es war eine wunderschöne Waffe, die ich jetzt gerne hätte, ich weiß zwar nicht wozu, aber ich hätte sie gerne. Es war ein kleines, tragbares Maschinengewehr, das sich wie ein Koffer transportieren ließ. Wegen dieser Waffe veranstaltete die guardia einen Riesenskandal. Ich habe die Zeitungsausschnitte noch. Sie stellten mich als Terroristin dar, die mit dieser Waffe unterwegs war und Leute umbrachte. Sie sagten, es sei eine Spezialwaffe für Frauen. Und ich hatte sie im Leben noch nicht angefasst; ich habe sie von weitem angesehen, weil ich immer irgendwie Angst vor Waffen hatte.

In meinem Haus haben sie auch das Archiv der Westfront gefunden, aber ich hatte am Tag zuvor den Codeschlüssel

geändert, und sie konnten nichts damit anfangen. Obwohl sie mich fünf Tage lang verhört haben, nackt, nur mit einer Kapuze, haben sie überhaupt nichts aus mir herausgeholt. Manchmal haben sie mich angezogen, aber zum Verhör am nächsten Tag haben sie mich wieder ausgezogen.

Ich war absolut überzeugt davon, dass der bewaffnete Kampf die einzige Form war, mit der Somoza gestürzt werden könne. Als die Revolution siegte, war ich im Gefängnis. Sie haben uns ungefähr vier Monate vor dem Triumph festgenommen, ich war in fünf verschiedenen Gefängnissen, sie haben mich zu zwei Jahren Haft und einer Geldstrafe verurteilt. Für mich ergab sich eine widersprüchliche Situation, als ich hier in Managua im Gefängnis war. Ich hörte bereits den Krieg auf den Strassen, ich hörte die Schüsse und die Bomben, und ich war gefangen. Das Gefängnis war voller muchachos⁴, weil es ein Männergefängnis war, wo sie mich isoliert hatten. Ich war glücklich, dass der Triumph kam, aber zur gleichen Zeit hatte ich unglaubliche Angst, dass die mucha-chos nicht bemerkten, dass ich dort war, dass sie mich dort vergessen würden, oder dass die guardia mich umbrächte, bevor sie ginge.

Als die Revolution siegte, erfuhr ich noch im Gefängnis, dass sie mich zur Richterin des obersten Gerichts ernannt hatten, was für eine Verantwortung! Die FSLN hatte die gesamte Regierung bereits organisiert und verkündeten in Radio Sandino die neue Regierung, und sie verkündeten meinen Namen, und ich war im Gefängnis. Stell dir die Angst vor! Ich hätte mich freuen sollen, aber ich hatte

solche Angst, dass sie kämen, um mich umzubringen. Bis dahin hatte ich immer alles geleugnet, ich hatte gesagt, dass alles, was sie in meinem Haus gefunden hatten, den Angeklagten gehörte, die ich verteidigt hatte.

Ich bin fünf Tage vor dem Sieg der Revolution aus dem Gefängnis gekommen, weil es viele Eingaben gab, sie haben mich auf Kaution freibekommen. Gleichzeitig gab es einen Haftbefehl gegen mich vom Staatsschutz. Die Permanente Menschenrechtskommission, die ich mitgegründet hatte, suchte eine Möglichkeit, mich aus dem Land zu bringen, und Monseñor Obando y Bravo⁵ hat auch ein bisschen daran mitgewirkt. Sie haben eine Reise nach Venezuela veranstaltet, und mich haben sie mitgenommen, um mich aus dem Land zu schaffen. In der gleichen Nacht, in der wir in Venezuela ankamen, stürzte Somoza. Und ich hatte den verzweifeltsten Wunsch, zurückzukehren, aber ich hatte keine Ausweis-papiere. Sie haben uns dann direkt nach Costa Rica gebracht und dort habe ich sofort die Leute gesucht, schließlich bin ich dann nach Nicaragua gefahren.

Also, das war mein Leben in der Revolution. Sie haben mich zur Vizepräsidentin des Obersten Gerichtshofes ernannt, das war ich sieben Jahre lang. Ich habe blind an die Revolution geglaubt, ich war unglaublich motiviert, ich hatte ein völliges Vertrauen, ich habe die gesamte Führung total idealisiert. Ich glaube, dass die Stelle, an der ich eingesetzt war, mir gewisse Möglichkeiten bot, einige juristische Maßnahmen, die getroffen wurden, zu diskutieren,

mit denen der Präsident des Gerichts und ich nicht einverstanden waren. Wir analysierten diese aus einem juristischen Blickwinkel, und wir stellten fest, dass sie aus revolutionärer Perspektive nicht korrekt seien. Man sah uns immer als Legalisten an. Ich glaube, sie haben uns aus Imagegründen an diese Stelle gesetzt, weil wir glaubwürdige Leute waren, aber ich habe immer gespürt, dass man uns im Grunde politisch-, misstraute, als FunktionärInnen der Revolution. Trotzdem habe ich sehr viele Basisaufgaben übernommen. Meine Aufgabe war, das erste Basiskomitee zu organisieren, ich war die politische Sekretärin am Gericht. Ich habe immer an der Basis gearbeitet.

Als die Revolution siegte und wir alle begannen, für die Regierung zu arbeiten, verloren wir die permanente Menschenrechtskommission, die wir selbst gegründet hatten, praktisch aus den Augen. Das war ein großer Fehler, weil die Kommission einen anderen Weg einschlug und die Revolution diffamierte. Sie war jetzt nicht mehr die kritische Kontrollinstanz, sondern wurde instrumentalisiert.

Meine Aufgabe als Vizepräsidentin des Obersten Gerichtshofes war sehr interessant. Ich fühlte mich beruflich sehr erfüllt und habe, so glaube ich, auch eine gute Arbeit gemacht. Immerhin war ich auch die erste Frau in Nicaragua, die einen solchen Posten beim Obersten Gerichtshof innehatte.

Ich war aber in politischer Hinsicht immer ein Basismitglied der FSLN. Ich habe nie ein hohes Amt in der Machtstruktur der Partei eingenommen. Inzwischen ist mir auch klar, dass man mich immer für ideologisch

konservativ gehalten hat. Ich hatte auch gar keine Zeit, die ganzen marxistischen Theoretiker zu lesen, auch wenn ich mit ganzem Herzen Revolutionärin war. Ich habe auch an der Alphabetisierungskampagne teilgenommen und die Leute zur Kaffeeernte begleitet. Ich habe auch an Gesetzesvorschlägen für die Gleichberechtigung der Frauen gearbeitet.

Wie würdest du denn heute diese Jahre der Revolution rückblickend beurteilen?

Ich glaube, ich war mir bewusst über die Erfolge, gegenüber den Irrtümern allerdings waren wir sehr blind. Mir war vieles nicht klar.

Ich sehe es heute schon als eine sehr schöne Zeit, sehr hoffnungsvoll. Ich erinnere mich daran, dass in diesem permanenten Kampf, während des Krieges, stets auch die Hoffnung war, dass diese Aggression einfach aufhören muss. Eine Herausforderung für mich war, dass auch meine Familie den Kampfgeist nicht verlor und sich in diesem Ambiente entwickelte. Als mein Sohn ins Studienalter kam - er war ein ausgezeichnete Schüler - war die Frage, ob er zum Studieren ins Ausland, nach Monterrey, geht. Er wollte zunächst bei der Alphabetisierungskampagne teilnehmen, aber mein Mann wollte, dass er erst seine Ausbildung machte. Damals gab es noch keine Wehrpflicht. Wenn er nach Monterrey gegangen wäre, hätte das für mich natürlich bedeutet, ihn zu verlieren. Und auch für die Revolution wäre er verloren gewesen. Also überzeugte ich ihn, dass er in die sozialistischen Länder zum studieren geht. Er bekam dann ein Stipendium für die

DDR und studierte dort. Das habe ich nie bereut - er ist weiterhin Revolutionär, hat dort viel Solidaritätsarbeit gemacht und erlebte schließlich den Mauerfall. Dass hat dazu geführt, dass er ein sehr bewusster Mensch geworden ist, vielleicht mehr noch als ich, und hat auch seinen Doktor machen können.

Ich selbst habe in diesen 80er Jahren sicherlich einige Positionen sehr viel klarer entwickeln können. 1987 wurde ich vom Obersten Gerichtshof zwangsversetzt an die Menschenrechtskommission, mit dem Argument dass dort jemand mit Erfahrung fehlte. Ich ging gegen meinen Willen. Aber dort gearbeitet zu haben, gab mir die Gelegenheit wahrzunehmen, dass es tatsächlich Menschenrechtsverletzungen gab. Ich hatte jeden Tag mit den gefangenen *guardias* und der Contra zu tun. Ich legte mich mit dem Innenministerium und sogar mit Ortega an, weil ich die Leute ins Krankenhaus geschickt habe und eine Behandlung einforderte, und wurde dafür gerügt. Ich beschwerte mich beim Innenminister über die Missstände. Eine Freundin von mir, die im Innenministerium bei Tomas (Borge) arbeitete, sagte zu mir: Schauen Sie, Frau Doktor, wir sitzen in verschiedenen Schützengräben. Ich antwortete ihr, nein, das ist nicht richtig, wir kämpfen bloß mit unterschiedlichen Waffen.

Welche von den Hoffnungen, die du mit der Frente verbunden hast, sind dir bis heute geblieben?

Die Niederlage der *Frente Sandinista* kam für mich völlig aus heiterem Himmel. Man hatte mich als nicaraguanische Repräsentantin nach Genf zur

Menschenrechtskommission geschickt. Dort war ich, als ich von der Niederlage erfuhr, und die Welt brach für mich zusammen. Zwei Wochen später ging ich zurück und räumte meinen Schreibtisch.

Wenn ich noch einmal diese Zeit leben könnte, würde ich sicherlich vieles anders machen, wäre nicht mehr so naiv, sondern ich würde mehr einfordern und in Frage stellen. Ich würde aber wieder an der Revolution teilnehmen. Denn ich denke, dass die Gründe für diese Revolution richtig waren und dass sie es heute noch sind. Nur, dass ich heute keine reale Möglichkeit mehr dafür sehe. Meine Entscheidung, weiterzukämpfen, bedeutet auch, dass ich in der *Frente* bleibe - sie müssten mich schon formal ausschließen, denn freiwillig gehe ich nicht, ich will wenigstens weiter teilnehmen, Kritik üben und mitdiskutieren können.

¹ Leibgarde von Somoza

² der 1956 auf Anastasio Somoza García (den Vater von Anastasio Somoza Debayle) schoss.

³ Gemeint ist die Geiselnahme durch ein Kommando der sandinistischen Befreiungsfront im Jahr 1974

⁴ Spitzname für die Kämpfer der Sandinistischen Befreiungsfront

⁵ Monsignore Obando y Bravo fungierte vor der Revolution zeitweise als Unterhändler zwischen Sandinistischer Befreiungsfront und der Regierung

Carlos Arana Vogel



Carlos lebt in Managua und arbeitet mit Kindern in der Organisation ANAT, wo er für arme Kinder in den barrios um den Mercado Oriental Hausaufgabenhilfe und Freizeitaktivitäten organisiert.

Kannst du uns etwas über deine persönliche Geschichte in diesen Jahren der Revolution erzählen? Was waren deine Träume und Hoffnungen?

Carlos: Ich bin in Bluefield an der Atlantikküste geboren, wo ich nur kurz lebte, bis ich etwa sieben Jahre alt war. Meine Familie lebte vom Fischfang. Wir sind hierher gezogen, weil meine Mutter hier die besseren Bedingungen für ein Studium ihrer Kinder sah. Alle Chancen, die wir hatten, verdanken wir also meiner Mutter. Sie war Arbeiterin in einer Bonbonfabrik, wir Kinder halfen alle

mit beim Verkaufen der Bonbons, die sie machte.

In Managua gab es 1972 ein Erdbeben, die Stadt war zerstört. Ich habe Managua also nie wirklich so kennen gelernt, wie es ursprünglich war. Alles lag in Schutt. Wir lebten im Stadtteil Santo Domingo, und dort ging ich bis zum Abitur zur Schule. Als ich noch zur Grundschule ging, etwa 1976, hörte ich erstmals den Namen Sandino, aber auf sehr konfuse Weise. Es schien, als hätten sie Sandino gerade getötet, aber tatsächlich ging es darum, dass Carlos Fonseca

Amador¹ getötet wurde. Wir, genau wie viele NicaraguanerInnen, waren nicht sehr informiert über die sandinistische Organisation. Wir wussten nicht, dass die Frente Sandinista 1961 gegründet worden war, zunächst als *Frente de Liberación Nacional*. Mehr Kenntnis über die Tätigkeiten, die man damals als subversiv oder klandestin bezeichnete, erhielt ich über meinen älteren Bruder, der in die *Frente Obrero* („Arbeiterfront“ der Kommunistischen Partei) eintrat. Und dann machte ich selbst auch meine Erfahrungen mit der Nationalgarde, die Jugendliche grundsätzlich als Kriminelle, Subversive ansah. Sie bezeichneten uns nicht als Revolutionäre, sondern als Subversive.

Nach dem Tod von Carlos Fonseca gab es größere Aktionen, sogar Aufstände. Zum Beispiel gab es einen Aufstand in Masaya nach der Ermordung von Pedro Joaquín Chamorro, dem Besitzer der

Carlos Arana Vogel

Prensa. Die Beerdigung von Chamorro wurde zu einer großen Demonstration. Es kamen sehr viele Leute, obwohl Chamorro in Opposition zu Somoza stand und alle wussten, dass sie Probleme mit der Nationalgarde bekommen würden.

Ich selbst habe nie am bewaffneten Kampf teilgenommen. Beim Triumph der Revolution war ich gerade sechzehn Jahre alt; trotzdem kriegte ich einiges am eigenen Leib mit. Einmal, das war Ostern 1979, kamen zwei Patrouillen der Nationalgarde in unser Haus und suchten Subversive. Mein ältester Bruder, der tatsächlich in der Bewegung war, war in dem Moment nicht da, also nahmen sie meine zwei anwesenden Brüder mit. Normalerweise bedeutete so etwas, dass sie nie mehr wieder lebend gesehen werden. Aber eine Schwester meiner Mutter war die Ehefrau eines Leutnants mit großem Einfluss, dadurch konnten meine beiden Brüder freikommen. Später passierte etwas Ähnliches mit dem Mann meiner Schwester: Sie trieben ihn nackt auf die Strasse, während sie sein Haus durchsuchten, ohne etwas zu finden. Dabei hatte er, wie meine Brüder, gar nichts mit der Bewegung zu tun.

So habe ich das wahre Gesicht der Nationalgarde kennengelernt und begann, sie zu hassen. Sie prügelten uns, sie drohten damit, eine Granate in das Haus zu werfen. Dadurch wurde mir klar, dass man kämpfen muss, und ich entwickelte Sympathien für die Militanten der *Frente Sandinista*.

Während des letzten Aufstandes verfolgten wir die Nachrichten über das geheime

Radio Sandino. Ich erinnere mich, dass wir zum Zentralen Militärquartier bei der Lagune Tiscapa mussten, dem sogenannten „Bunker“, wo mein Bruder eingekerkert war.

Dann gab es den „taktischen Rückzug“, bei dem sich ganze befreite Stadtteile von Managua, die nicht mehr gehalten werden konnten, in der Nacht auf den Weg nach Masaya gemacht haben. Dort war die *Guardia* zwar tagsüber noch präsent, aber sie verloren an Boden. Die Idee war, mit allen zusammen und den verschiedenen vereinten Fronten, der *Frente Sur*, *Frente Central* und *Frente del Norte*, gemeinsam in Managua im Zentrum der Macht Somozas einzumarschieren. Dort fand der Tag des Triumphes statt; Somoza musste flüchten, womit eigentlich niemand gerechnet hatte. Für uns wurde es etwas schwierig, denn wir waren im Haus der Schwester meiner Mutter. Ihr Mann, der zur *Guardia* gehörte, hatte sich schon in die guatemalteckische Botschaft geflüchtet und um Asyl gebeten. Aber die Leute wußten, dass dieses Haus ein *Guardia*-Haus war, und so haben die Sandinistenmilizen das Haus und auch uns angegriffen. Das war natürlich verständlich. Beim zweiten Angriff schossen sie heftig auf das Haus. Ich war am Hinterausgang, nahe einer Glastür, und sah einen der Militanten der *Frente Sandinista*. Trotz der schwierigen Situation war ich zuversichtlich und öffnete die Hintertür. Und letzten Endes ist niemandem etwas passiert.

Nach diesen Ereignissen gab es zunächst eine große Unsicherheit und Konfusion. Es gab viele Bewaffnete; die *Guardia* war zwar auf der Flucht, aber

trotzdem noch ein Bedrohungsfaktor. Wir gingen wieder nach Hause zurück und im Fernsehen zeigten sie die große Freudenfeier am 20. Juli.

Dann haben wir nach und nach die Anführer kennen gelernt, was mich persönlich sehr stolz machte. Im Dezember wurde davon gesprochen, den Park Luis Alfonso Velasquez zu errichten, einen riesigen Kinderpark, was es bisher nicht gab. Da war ich 16, und meine erster freiwilliger „revolutionärer“ Einsatz bestand darin, Material zu schleppen. Ich war auch Mitglied der sandinistischen Jugend. In meinem Stadtteil gab es noch keine Milizen, deshalb initiierte ich eine Selbstverteidigung. Ich nahm an politischen Studienzirkeln teil; wir tauschten Meinungen aus, lernten Zitate von Che Guevara und so weiter.

Dann nahm ich teil an der Vorbereitung und Organisation der großen Alphabetisierungskampagne: Das war für mich ein unvergesslicher, wichtiger Schritt der persönlichen Reifung und sandinistischen Ausbildung. Ich habe viel gelesen über die Geschichte Sandinos; über die gefallenen Kämpfer, über nicaraguanische Geschichte, die ich bis dahin nicht kannte; ich lernte Kämpfer kennen, die bereits als Kind in der *Frente Sandinista* waren, dort lesen und schreiben lernten und später *Commandante* wurden. Während der Alphabetisierung war ich zum ersten mal länger von zu Hause weg. Ich war in Madriz, Paneca. Das alles war eine ganz neue Erfahrung, die Bauern kennenzulernen, wie sie uns trotz ihrer Armut unterstützten. Von den 16 Leuten, die ich unterrichtete, schafften es neun. Für die Älteren war es schwierig noch

zu lernen, so dass sie die Jungen vorschickten. Wir hatten trotzdem eine ganz gute Quote. Neben dem Unterricht lernte ich selbst auch, auf dem Land zu leben und das alltägliche Arbeitsleben mit den Bauern zu teilen: Kaffee zu ernten, Unkraut zu jäten, Bohnen- und Maisfelder zu bearbeiten, Wasser heranschleppen und so weiter. Ich bin später noch öfter zu diesen Leuten gefahren.

Meine nächste Aufgabe war die Erwachsenenbildung im eigenen Stadtteil, anderthalb Jahre arbeitete ich darin. Ich bildete Multiplikatoren aus. Es gab nach dem Erdbeben wenig Häuser, und nach einer in dieser Zeit durchgeführten Volkszählung hatten wir 120 Analphabeten, dafür brauchten wir 5 Multiplikatoren. Die Baptisten gaben uns einen Unterrichtsraum. Ich war immer einer der jüngsten. In meiner Schule bildeten wir eine Milizgruppe MPS (*Milicia Popular Sandinista*). Gleichzeitig studierte ich. Ich machte also alles gleichzeitig: Studieren, die Verteidigung aufzubauen, Bildungsarbeit.

Nach der Rückkehr aus der Alphabetisierung gab es ein großes Problem; die Sandinistische Jugend war praktisch desorganisiert und im Auflösungsprozess. Wir waren drei Personen, um die Sandinistische Jugend in unserem Kolleg wieder zu aktivieren, und haben schließlich sechzig von 500 organisierte SchülerInnen zusammengekriegt. Wir hatten Autorität. Als 1981 vom Managuasee her eine Überschwemmung drohte, haben wir zu einer großen Hilfsaktion aufgerufen. Es mussten Leute evakuiert, Notunterkünfte eingerichtet, Kleider verteilt werden. Daran

haben sich 250 Schüler beteiligt. Das war ein großer Erfolg für uns, und wir schafften es tatsächlich, diese Situation sehr gut zu meistern. Einige Jugendliche blieben sogar Tag und Nacht, zum Teil bis zu einem Monat.

Was war für dich persönlich in dieser Zeit am allerwichtigsten?

Die Alphabetisierung. Aber auch die Teilnahme an der Verteidigung der Revolution. Als wir die freiwilligen Bataillone der sandinistischen Jugend zusammenstellten, waren wir mit zwei Bataillonen sechs Monate in Rio Blanco, und ich hatte keine militärischen Kenntnisse. Sie sagten, hier ist die Militärschule - aber da war gar nichts, nur Urwald. Wir mussten also die Schule erst bauen. Es regnete heftig, einige hatten das Buch von Omar Cabezas gelesen: *La Montaña es Algo Más que Una Gran Estepa Verde*. Und es war genau so wie im Buch; alles ist uns genauso passiert, das Ausrutschen im Schlamm, der Dreck, die Müdigkeit, alles. Es gab zwei Angriffe, ich habe also kennen gelernt wie es ist, wenn einem die Kugeln um die Ohren fliegen. Das werde ich nie vergessen.

Wir kamen zurück, und ich bekam ein Stipendium für die UdSSR. Zunächst war ich unentschlossen. Wenn ich in Nicaragua bleiben würde, würde ich in irgendeiner Organisation mitarbeiten können, auch im Militär mitkämpfen. Ich ging also zu meinem Vorgesetzten, und der Genosse berichtete mir von seinen Erfahrungen aus Cuba. Kuba hatte viele Jahre Revolution hinter sich, viele beschäftigten sich mit politi-

schen Aufgaben und vernachlässigten ihre akademische Ausbildung. Heute sind sie marginalisiert. Ich wollte nicht, dass mit mir das gleiche passiert. Ich begann also mein Studium in der UdSSR und organisierte mich auch dort in der sandinistischen Jugend, wurde dort Leiter, und ich blieb dann sechs Jahre. Es war eine völlig andere Realität als der Militärdienst.

Hattest du während deiner Abwesenheit Kontakt nach Nicaragua?

Ja, mit der Botschaft, mit meiner Familie, über Briefe, Telefonate. Aber das ist nicht das gleiche wie selbst dort zu sein. Heute sagen die Leute, wenn ich hiergewesen wäre, wäre es anders gewesen, denn ich verteidigte immer noch den Sandinismus. Die Leute hier hingegen sind distanziert, und sie haben sicherlich ihre Gründe dafür: Sie waren hier und sahen vieles, was ihnen nicht gefallen hat. Ich war aber nun mal in der UdSSR, und dort habe ich nie etwas Schlechtes gehört über Nicaragua und das was dort vor sich ging.

Ich kam dann im Oktober 1989 zurück; genau zu der Zeit, als Violeta Chamorro die Wahl gewann. Ich selbst ging auch zur Wahl, aber praktisch war ich ein Neuling in Nicaragua. Es gab nach meiner Rückkehr keine CDS, keine Basiskomitees mehr. Ich ging also zum übergeordneten Organ und fragte dort, was zu tun sei. Ich wollte wissen, wie ich die Organisation unterstützen könnte, was zu tun sein, um die Wahlen zu gewinnen. Schließlich mussten wir uns weiter organisieren. Ich lebe in diesem Stadtteil, hier sollte es eine sandinistische Organisation geben, oder eine

Kommunalbewegung oder irgend eine Organisation, die die Interessen und Rechte der Bevölkerung verteidigt, das müssen wir hinkriegen. Wir leben im Stadtteil, also müssen wir hier anfangen zu arbeiten. Ich denke auch, was wir tun müssen ist, nach den Gründen für diese verlorene Wahl zu fragen.

Das ist für mich das schwerwiegendste Problem. Noch als die *Frente* 1986 nur auf 66% der Stimmen kam, schrieb Tomas Borge in einem Artikel, dass dies besorgniserregend sei und man etwas tun müsse. 1990 hatten wir dann noch 48% und Doña Violeta gewann die Wahl; 1996 blieben nur noch 41% Prozent. Dass heißt, auch wenn es einen Wahlbetrug gegeben hatte, auf jeden Fall gingen die Stimmen trotzdem runter. Wenn die *Frente* weniger als die Hälfte der Stimmen bekommt, kann niemand behaupten, gewonnen zu haben. Die FSLN ist vielleicht die stärkste und organisierte Partei, hat aber trotzdem nicht die Wahlen gewonnen, weil ihr die organisierte Basis fehlt.

Warum ist das so, fehlt die Beziehung zwischen Apparat und Basis?

Die Leute haben heutzutage das Interesse verloren, sich zu organisieren. Es gibt keine Klarheit mehr über Gründe und den Sinn der Organisation. Man sieht in Organisation nur Streit untereinander; keine Kritik oder Debatte, sondern Streitereien untereinander. Oder aber es passiert gar nichts mehr, nur Stille, Schweigen auf Versammlungen. Die Partei hat vielleicht Ideen, aber keine Methode, kein Modell wie z.B. die Volksbildung. Da hat man

versagt. Es gibt auch Mißtrauen, es heißt, die Leute von der *Frente* seien Diebe. Ich selbst kann nicht sagen, ob das stimmt, aber viele Leute behaupten es.

¹ Gründer der FSLN

Carlos Arana Vogel

Mario Artola

Mario Artola

Wie hast du 1978 erlebt, was waren deine Träume mit der Revolution, was war deine persönliche Geschichte?

Mario: Ich erinnere mich an meine Kindheit als eine Zeit, in der wir sehr viel gespielt haben, und zwar vor allen Dingen Kriegsspiele. Es war auch eine Zeit, in der ich viele Zweifel und Fragen hatte. Zu dieser Zeit begannen die Aufstände und die Repression.

Während ich mit den Kindern im Park und auf der Straße spielte, gab es bewaffnete Uniformierte auf der Straße, die die Leute manchmal kaltblütig umbrachten. In dieser Zeit begannen unsere Eltern, uns im Haus einzuschließen. Sie wollten nicht, dass wir das miterleben. Da begannen wir schließlich, nach dem Warum zu fragen: Warum sterben dauernd Leute; warum müssen so viele weggehen? Ich habe mir viele Fragen gestellt zu all diesen Dingen, wobei mir meine Eltern einige beantwortet haben. Mir hat diese Zeit einige Antworten gegeben, warum man sich organisiert, wozu man studiert, worauf man sich vorbereiten sollte. Dank dieses Prozesses fällt es mir leichter, mich sozial zu orientieren, mein Leben zu organisieren.

Auch meine Eltern mußten fort, immer einige Tage, und sie lie-

Ben uns allein mit einer Betreuerin zurück. So wurde mir allmählich klar, dass auch mein Vater bei den sandinistischen Volksmilizen war. Auch meine Mutter gehörte zu einer Gruppe, die im Stadtteil aufpasste, dass nichts passierte. Sie mussten regelmäßig an Trainings teilnehmen. Mir schienen diese Trainings eher etwas Symbolisches zu sein, wie der Sportunterricht. Wenn meine Eltern dann heimkamen, cremten sie sich ein, um die Kratzer und Wunden zu verbergen. Denn wenn die *Guardia* etwas mitbekommen hätte, wären sie im Gefängnis gelandet.

Mein Vater und meine Mutter kamen von der Universität, und die waren immer schlecht angesehen. Dann fing es mit den Aufständen an. Wir sahen das alles im Fernsehen, sahen auch die Leichen in den Zeitungen. Die Lebensmittel wurden immer knapper, und mein Vater gab mir Wasser und Karamellbonbons, um den Hunger zu überstehen. Ich war damals acht. Sie kamen auch in unser Haus und sagten, dass meine Eltern Revolutionäre seien. Meine Mutter widersetzte sich ihnen und sagte, sie sollten den Kindern nichts zuleide tun. Daraufhin gaben sie ihr einen Schlag auf den Kopf und sie stürzte hin. Wir dachten, unsere Eltern seien tot. Die Männer zogen wieder ab, und ab dem

Moment durften wir nicht mehr auf die Straße.

Am 19. Juli 1979 sahen wir den langen Zug von Fahrzeugen mit den rot-schwarzen Fahnen auf den Strassen. Dann begann die Organisation von *CDS* (*comité de defensa sandinista* = *Revolutionäres Stadtteilkomitee*) in den Stadtteilen. Damit sollte auch auf die Wirtschaftsblockade reagiert werden. In unserem Haus versammelten sich Erwachsenengruppen der Gemeinde, um Alphabetisierungsunterricht zu erhalten. Es gab viele Organisationen in allen Barrios, Feste wurden veranstaltet, Nachtwachen organisiert, meine Mutter war darin sehr engagiert. Man erhielt dafür Bezugskarten für preisgünstige Lebensmittel. Wir mussten mit nationalen Produkten auskommen, da wegen der Blockade nichts mehr in unser Land hereinkam. Die Schulen waren im ganzen Land kostenlos. Es gab zwar nicht so viele Schulen, aber die Lehrer kamen in die Häuser, um zu unterrichten.

Danach wollte ich zum SMP (*Servicio Militar Popular*; Volksmilitärdienst). Meine Eltern sagten immer, Verteidigung sei auch meine Pflicht, damit wir unsere Unabhängigkeit bewahren und das Recht auf kostenlose Grundbildung und auf Arbeit sichern. Mit

sechzehn war ich am Ende der Grundschule. Dann sollte ich eingezogen werden, aber meine Direktorin sagte: „er hat noch nicht das Alter“ und zeigte meine Geburtsurkunde. Wenn ich siebzehn wäre, sollten sie wiederkommen. Ich sprach mit meinen Eltern, dass ich mich freiwillig melden wollte, aber meine Eltern waren dagegen. Meine Brüder waren schon beim SMP, nur ich bliebe noch; ich sollte im Haus aushelfen und studieren. Schließlich kam ich ganz um den Militärdienst herum.

Die Blockade ging aber weiter. Bei den neuerlichen Wahlen wollten viele Leute angesichts der ganzen Belastungen einen Wechsel, und die *Frente* verlor die Wahlen. Es gab ein Vakuum, meine Eltern waren enttäuscht. Der Volksmilitärdienst wurde abgeschafft; es gab auch sonst keine Arbeit mehr für die Leute, die als Sandinisten bekannt waren. Mein Vater musste Früchte verkaufen, um den Unterhalt zu verdienen. Die Schule wurde privatisiert. Es gab noch kleine kommunale Schulen, die die *Frente* für die Armen aufrecht erhielt. US-amerikanische Textilien wurden eingeführt, die super teuer waren. Man brauchte plötzlich Dollars für viele Waren, und es gab eine Währungsreform.

Eine großartige Sache aus der Zeit der Revolution, für die wir sehr dankbar waren, war die Alphabetisierung. Als die *Frente* noch an der Macht war, hatte sie trotz der ökonomischen Blockade und des Krieges die Alphabetisierung in jedes kleine Dorf gebracht, damit die Leute aus der Unwissenheit herauskommen. Die andere Sache war die Verteilung von

Land an die Bauern, welches den Großgrundbesitzern abgenommen wurde, die sich in der somozistischen Diktatur bereichert hatten. Die Bauern mußten diesen neuen Besitz oft mit der Waffe in der Hand gegen die *Contra* verteidigen. Eine weitere Sache war die Legalisierung von Land, welches die Bauern schon lange ohne Rechtssicherheit bearbeitet hatten. Sie erhielten jetzt erstmalig Landtitel. Dazu kam die Trinkwasserversorgung, Latrinenbau, Schulversorgung auf dem Land. Die Schulbücher gaben jetzt die Geschichte und Alltagssituation unseres Landes wieder: Die Stadtteilkomitees gibt es, um die Basisprobleme zu lösen; die Volksmilizen kämpfen um das Land; die Kinderorganisation will bessere Erziehung; Alles in den Büchern war mit den aktuellen Problemen verbunden. Und für mich war sehr wichtig, dass die Leute lesen und schreiben lernten und die Alltagsdinge begriffen, nicht irgendwelche sehr wissenschaftlichen Dinge. Die Arbeitslosigkeit wurde durch die Wahlen nicht behoben, die Kinder sind auf der Straße, zwar gibt es weiterhin sogenannte „kostenlose“ Grundschulen, aber das ist eine Fiktion. Ohne Geld kann man heute nicht mehr studieren.

Was ist für dich persönlich das Wichtigste aus dieser sandinistischen Epoche und heute, welche Träume hast du für die Zukunft?

Ich wollte immer kämpfen für meine Träume, für mein Land; das war nicht möglich, wie ich schon sagte. Heute wünschte ich, dass in der Regierung, bei den Abgeordneten mehr Verantwortung vorhanden wäre. Ich möchte, dass jemand die Armen vertritt, sie verteidigt,

Anklage erhebt. Heute wird die Armut, die Arbeitslosigkeit täglich größer. Obwohl heute Familienplanung propagiert und praktiziert wird, also die Familien kleiner werden, nimmt die Arbeitslosigkeit zu.

Was denkst du über die Sandinistische Partei von heute, verknüpfst du mit ihnen Hoffnungen?

Ich bin Sandinist aus ganzem Herzen und in allen Aufgaben engagiert. Heute ist die FSLN sehr geschwächt, macht viele Fehler, ist gespalten in Orthodoxe und Erneuerer. Ich bin mit vielem nicht einverstanden. Gut finde ich die Befragung auf allen Ebenen zur öffentlichen Aufstellung der Kandidaten, bei der ich in meinem Stadtteil teilgenommen hatte. Aber leider werden die Entscheidungen der Mehrheit nicht berücksichtigt, wenn die FSLN-Leitung sich dagegen entscheidet. Solche Entscheidungen schwächen die Partei. Man befragt das Volk, und macht es dann doch anders. Außerdem denke ich über die Kandidatur von Daniel Ortega, dass seine Zeit vorbei ist; er war ausreichend lange Präsident, jetzt sollten andere –vielleicht neue– eine Gelegenheit erhalten, um das Vertrauen wieder herzustellen. Die *Frente* könnte Kraft entfalten, wenn die Leute sich interessieren, aber heute sagen die Leute, ich bin Sandinist, lassen sich aber nicht mobilisieren. Die FSLN wird die Macht wieder übernehmen, wird das Land wieder regieren, sie haben eine gute Strategie, sie müssen aber ihre Struktur komplett ändern, frische Leute einsetzen mit Enthusiasmus und Mut. Viele Wähler der Liberalen würden wieder FSLN wählen, wenn sie ihre Strukturen erneuern würde, die alten Strukturen sollten

nicht ganz verschwinden, sondern mit ihren Erfahrungen im Hintergrund Unterstützung leisten.

Sprichst du mit deiner Familie viel über diese Zeit der 80er, der Revolution, die ja eine harte Zeit für deine Eltern war und über die Frustration, da jetzt alles wieder rückgängig gemacht wird?

Meine Eltern und meine Geschwister sagen immer, dass diese Zeit die bessere war. Trotz

der Wirtschaftsblockade empfanden sie es als das bessere Leben. Jetzt ist die Familie geteilt: Alle fühlen wir uns als Sandinisten, aber die eine Hälfte sagt, sie wird solange nicht wählen, bis sich die sandinistischen Strukturen geändert haben. Trotzdem sind wir uns einig, dass es früher besser war: es gab keine Banden, keine Kinder auf der Strasse, keine Prostitution, keine Diebe. Jetzt hat sich die Wirtschaftslage verschlechtert. Früher konnte man zu jeder Nachtstunde ohne Pro-

bleme auf die Strasse, es gab Organisation, Leute mit Lust und Bereitschaft zum Engagement, aber heute sind alle Organisationen geschwächt. Ich arbeite aber weiterhin in der sandinistischen Kommunalbewegung, wir haben hier eine Menge Aktivitäten entwickelt.

Wie ist das unter den Jugendlichen, haben sie Interesse an sandinistischen Aktivitäten?

Eigentlich eher weniger.

Ende

